

9. Gemeinsamkeitserfahrung im Opfer-Sein

Das wird man ja wohl noch sagen dürfen!

In diesem Satz kommt ein zentraler Punkt des neu-rechten Selbstverständnisses zum Ausdruck: die Erfahrung, als legitimer Sprecher im öffentlichen Diskurs unterdrückt und marginalisiert zu werden, in der Opferposition zu sein. Die gemeinsame Erfahrung, Opfer zu sein, ist in der neuen rechten Bewegung zentral für die Selbstwahrnehmung als Neu-Rechte. Diese Erfahrung ist dabei nicht bloß eine Reaktion, sondern ein Auslöser einer zentralen kategorialen Verschiebung: Das unmittelbare Erleben von Gewalt und Gedrängt-Werden in eine Opferposition verändert die Struktur des Opferbegriffs: aus einer zunächst vom Individuum ausgehenden Figur des Leidens entsteht eine kollektive, moralisch aufgeladene Zugehörigkeitsform. Dieses Erleben nimmt dabei die strukturelle Opferposition vorweg, die im letzten Kapitel in Bezug auf das Volk herausgearbeitet wurde. Diese beiden Opferpositionen beziehen sich aufeinander. Die diskursive Vermittlung der Opferposition des Volkes wird auf der Ebene des situativen Erlebens als Neu-Rechte für die Neu-Rechten erfahrbar. Die Opferposition des Volkes ist zwar diskursiv vermittelt und, wie bereits in Kapitel 7 gezeigt, als ein hereinbrechendes Ende der Dauer unmittelbar berührend – gleichzeitig erleben sich die Neu-Rechten nicht selbst als Individuen, die von diesem Ende hier/jetzt betroffen sind. In diesem Kapitel wird argumentiert, dass sich die Opferposition der neuen rechten Bewegung nicht nur als diskursive Strategie, sondern als affektive Struktur beschreiben lässt, die individuelle Erfahrungen mit kollektiven Narrativen verschränkt. Die zentrale These lautet: Erst durch die situative Erfahrung des Opfer-Seins innerhalb der Bewegung wird die diskursiv vermittelte, abstrakte Opferposition des Volkes in eine konkret erlebbare Zugehörigkeit überführt. Es kommt zu einer zentralen Veränderung des Erlebens und einer Aufladung der strukturellen Position des Opfers. Aus dieser Position heraus entsteht die Voraussetzung für einen Ordnungswechsel: von der Ordnung der Gewaltlosigkeit zur Ordnung der Wechselseitigkeit. Im Unterschied zu konspirativen Gruppen, die einen solchen Wechsel immer wieder vollziehen, bleibt bei diesem Ordnungswechsel die Anbindung an die moderne Verfahrensordnung der Gewalt erhalten. Das Potenzial ist damit ein ganz anderes. Während konspirative Gruppen einen Ordnungswechsel in ihrem Bereich relativ leicht vollziehen können, ist es relativ schwierig, die herrschende Verfahrensordnung der Gewalt zu verändern. Die hier etablierte Ordnung beruht auf einer Bindung an den Wert der Gewaltlosigkeit und an die Beziehungen zwischen Kollektiven. Es entsteht damit das Potenzial, nicht nur von einer Ordnung in

eine andere Ordnung zu wechseln, sondern die Verfahrensordnung der Gewalt selbst zu verändern.

Opfer zu sein bedeutet in der modernen Gesellschaft eine starke Legitimation der Sprecher:innenposition und eine Delegitimation der Opfer. Dies ist jedoch nur die diskursive Funktion. Darüber hinaus ist die Erfahrung, Opfer illegitimer Gewalt zu sein, aus der Perspektive der Betroffenen eine unmittelbare: Sie erleben sich direkt angegriffen und darin einerseits mit den normativen Erwartungen anderer und andererseits mit ihren eigenen normativen Erwartungen konfrontiert. Darüber hinaus stellt sich in diesem Zusammenhang immer auch die Frage, was Gewalt eigentlich ist und welche Gewalt legitim sein soll. Die Opfererfahrung ins Zentrum zu stellen, ist wohl typisch für die Moderne (vgl. Reemtsma [2008] 2013; Shklar 1984). Die neue rechte Bewegung knüpft hier an ein zentrales Moment der Moderne an. Gleichzeitig gelingt es ihr, mit der Kollektivierung des Opferstatus die damit einhergehende Sakralisierung des Individuums zu umgehen und die Opferstruktur stattdessen zur Sakralisierung des Volkes zu nutzen. Die situative Erfahrung erlaubt es, sich im Rahmen der modernen Verfahrensordnung der Gewalt als Opfer zu interpretieren. Dies ist jedoch nicht der Endpunkt: Vielmehr wird die Opfererfahrung kollektiviert. Gerade diese Kollektivierung markiert den Punkt, an dem sich affektives Erleben in eine kategoriale Werteverchiebung übersetzt: Die durch Gewalt markierte Situation erlaubt es, vormalis individualisierte moralische Kategorien auf ein homogen gedachtes ›Wir‹ zu übertragen. Dieser Schritt ermöglicht den Übergang von der modernen, am Individuum orientierten Ordnung zu einer kollektiven Ordnung der Wechselseitigkeit. Ziel dieses Kapitels ist es, zu zeigen, dass die neue rechte Bewegung die Position des Opfers für sich beansprucht und diese Position als eine Position moralischer Aufwertung erfährt. Aus dieser Struktur heraus gewinnt der Bezug auf das Volk in seinem Verhältnis zu anderen an Relevanz.

Zunächst werde ich beleuchten, inwiefern sich die neue rechte Bewegung als Opfer insbesondere physischer Gewalt, aber auch als Opfer einer omnipräsenten Antifa erlebt (1). Anschließend zeige ich, wie insbesondere das besondere Verhältnis zur Polizei diese Opfererfahrung verstärkt und die Neu-Rechten zu Schutzbedürftigen macht (2). Im dritten Schritt wiederum geht es darum, wie die Neu-Rechten ihre Opferposition durch Provokationen zu bestätigen suchen. So entsteht eine inklusive Gemeinschaft, die sich über die spezifisch neu-rechte Opferposition definiert. Diese Opferposition ist zugleich immer wieder bedroht, wie ich im letzten Unterkapitel zeige: Es besteht immer die Gefahr, aus der Opferposition in eine Täterposition zu rutschen. Wegen dieser Gefahr ist in allen neu-rechten Organisationen die Abgrenzung zur alten Rechten wichtig (3). Abschließend gehe ich noch einmal auf die Parallele

zwischen der Opferposition des Volkes und der Opferposition der Neu-Rechten ein (4).

9.1 Opfer werden in der neuen rechten Bewegung

Im Folgenden beschreibe ich, wie die Opferposition der neuen rechten Bewegung im Verhältnis zur Antifa und einer als antifaschistisch gedeuteten Öffentlichkeit entsteht. Die Opferposition entsteht dabei in dreifacher Weise: 1. als Opfer direkter Angriffe auf Leib und Leben, 2. als Opfer von Überwachung, 3. als Opfer einer kritischen Öffentlichkeit.

Gerade in den interaktiven Situationen mit der ›Antifa‹, wie sie von der neuen rechten Bewegung imaginiert und erlebt wird, entfaltet sich die Opferposition als affektive Struktur. Das (vermittelt) unmittelbare Erleben solcher Konfrontationen erzeugt eine leibliche Berührung, in der sich die Einzelnen nicht nur individuell bedroht, sondern als Teil eines angegriffenen Kollektivs erleben. In diesen Situationen kommt es zu dem, was Durkheim als ›kollektive Effervescenz‹ beschrieben hat: eine emotionale Verdichtung, in der normative Kategorien – insbesondere die des ›Opfers‹ – umcodiert und kollektiv verfügbar gemacht werden. Die ursprünglich für das individuelle Leid reservierte moralische Kategorie des Opfers wird auf das eigene politische Kollektiv ausgeweitet und gewinnt darüber eine neue moralische Geltung. Das affektive Erleben der Gewalt durch die ›Antifa‹ ist damit nicht nur Bestätigung, sondern Voraussetzung für diese kategoriale Verschiebung.

Die neu-rechte Antifa hat wenig gemein mit den sozialen Bewegungen der realen ›Antifaschistischen Aktion‹, wie sie sich im Kontext des Ersten Weltkriegs entwickelte, oder auch der ›Autonomen Antifa‹, die in den 1980er Jahren entstand (vgl. Rohrmoser 2022). Die inhomogenen Gruppierungen, die sich mit Bezug auf Antifaschismus, Antirassismus etc. in immer neuen Formen entwickeln (vgl. Rucht 2016), sind nicht als Organisation gemeint, wenn die neue rechte Bewegung von ›der Antifa‹ spricht. Anders formuliert: ›die Antifa‹ als eine homogene Organisation mit bestimmten expliziten Zielen existiert nicht (vgl. Jänicke und Paul-Siewert 2017, 7) und das, was die neue rechte Bewegung unter diesem Schlagwort versteht, existiert in der Realität nur bedingt. In der neuen rechten Bewegung wird routinemäßig jede Person mit einer gegnerischen Perspektive als Teil der Antifa wahrgenommen. Indem diese Vielzahl von Akteuren als ›die Antifa‹ bezeichnet wird, wird sie als kollektiver Akteur verstanden. Die Antifa wird hier nicht als Organisation thematisiert, der Einzelpersonen angehören, sondern als kollektiver Akteur, dessen Teile zwar in Form von Personen, die abwertend als Antifanten bezeichnet werden, auftreten, aber keine eigenen individuellen Ziele haben.

9.1.1 *Opfer eines Angriffs sein*

Stammtisch mit Vortrag:

Der Referent spricht weiter von Überbevölkerung. Auf seiner Präsentationsfolie ist ein verzerrtes rotes Afrika mit dunklen Männchen zu sehen, die immer mehr werden, bis der ganze Kontinent schwarz ist. Er erzählt recht monoton, blendet Statistiken ein, einige Zuhörerinnen und Zuhörer nicken immer wieder. Einige scheinen aber auch abzudriften. Die Informationen sind hier schon bekannt und allgemein akzeptiert. Wäre der Inhalt nicht, hätte man den Vortrag für eine neutrale Wissensvermittlung halten können, vielleicht im Rahmen des Studium Generale. Plötzlich scheppert es laut. Mehrere Zuhörende springen auf, vor allem jene, die auf der Fensterbank gesessen hatten. Einer scheint vor Schreck hingefallen zu sein. Mir wird schwindelig, auch ich stehe auf, auch ich bin geschockt. An einem Fenster ist die äußere Scheibe zerbrochen. Ein Stein liegt zwischen der ehemaligen äußeren und der noch intakten inneren Scheibe. Menschen laufen nervös umher, vergewissern sich, ob alles in Ordnung ist. Niemand achtet mehr auf den Redner. Man schaut aus dem Fenster, aber nur vorsichtig. Es ist niemand mehr zu sehen, der den Stein geworfen haben könnte. Jemand kündigt an, die Polizei zu rufen. Einer meint, es wäre ein Mordanschlag gewesen, wenn die zweite Scheibe nicht gewesen wäre. Die am Fenster hätten tot sein können. Ein anderer ruft in die Runde, wir sollen rausgehen und nach den Autos sehen, nicht dass sie jetzt angezündet werden. Einige verlassen den Raum, wohl um genau das zu tun, die meisten bleiben drinnen, vermutlich dem Gedanken einer anderen folgend, die sagt »ich gehe doch jetzt nicht raus, wenn die mit Steinen werfen! Lebensmüde bin ich jetzt auch nicht!« Ich bin unschlüssig, ob ich auch rausgehe oder drinnen bleibe.

Während ich noch überlege, kommt einer der Organisatoren zu mir und sagt mit einem schiefen Grinsen, »Sie wollten doch über uns berichten. Jetzt haben Sie etwas zu schreiben, was wir hier durchmachen müssen, nur weil wir politisch aktiv sind. Meine Frau hat ihren Job verloren, an Infoständen wird man angespuckt. Alles Verbrecher, diese Antifanten, die sollte man alle einsperren.« Ich meine, ich bin keine Journalistin und ›berichte‹, sondern recherchiere in seiner Organisation zu Sorge. Er nickt, »ich mache mir hier jedenfalls große Sorgen, wo wir als Land hinkommen, wenn das so weitergeht!«

Nach etwa 20 Minuten kommen die Leute von draußen mit zwei Polizisten wieder herein. Sie untersuchen das zerbrochene Fenster, fotografieren und befragen die Umstehenden, was sie gesehen haben, und machen sich Notizen. Die Neu-Rechten drängen sich um sie und scheinen die Fragen genau und sorgfältig zu beantworten. Schließlich ziehen die Polizisten ab. Langsam kehrt Ruhe ein und der Vortrag wird fortgesetzt. (...) Der Interessent lobt noch, wie effizient die Polizei gewesen sei, schnell

da gewesen sei und genau die richtigen Fragen gestellt habe. (Beobachtungsprotokoll Dezember 2016)

Informelle Unterhaltung, 1 Monat später:

Ich frage Markus, ob sich wegen des Angriffs auf den Stammtisch neu-lich noch etwas ergeben hat. Zuerst scheint er verwirrt und weiß nicht, was ich meine. Dann klickt es und er sagt etwas verlegen, »Ah, es hat sich dann doch herausgestellt, dass es nur Vandalismus war. Da ist wohl schon mehrfach ein Stein reingeflogen, egal, wer da grad war. Aber das ändert nichts. Wir sind Zielscheibe in dieser Gesellschaft, auch wenn wir es diesmal vielleicht nicht waren.« (Beobachtungsprotokolle Januar 2017)

Bei dem im Protokoll geschilderten Vorfall verändert sich die Interpretation, ob es sich um einen Angriff gehandelt hat, mit der Zeit. Zum Zeitpunkt des Vorfalls gehen alle Stammtisch-Teilnehmenden – inklusive mir – selbstverständlich davon aus, dass Wir als Neu-Rechte durch politische Gegner:innen der neuen rechten Bewegung angegriffen werden. Später ändert sich die Deutung dahingehend, dass der Stein ohne die Absicht geworfen wurde, eine Gegnerschaft zu den Neu-Rechten auszudrücken, und dass das Ziel eher das Gebäude als die Neu-Rechten selbst war. Im Gegensatz zur ersten Deutung wird diese zweite Deutung nicht von sich aus, sondern erst auf Nachfrage und dann auch eher zögerlich gegeben, fast so, als sei es dem Deutenden unangenehm, nicht tatsächlich Opfer eines Angriffs geworden zu sein. Gerade in dieser Deutungsverschiebung wird besonders deutlich, dass das Opfersein zwar unmittelbar erlebt wird, aber immer vermittelt ist. Insofern ist dieser Vorfall ein guter Ausgangspunkt für die Frage, wie das unmittelbare Erleben der Opferposition vermittelt ist und wie dieses Erleben wiederum mit Bedeutung aufgeladen wird.

Der Vorfall ereignet sich während eines Vortrags. Es ist kein ›Mitmachvortrag‹, er ist nicht von Beifall oder hörbaren Reaktionen des Publikums durchzogen, sondern findet in einer ruhigen Atmosphäre statt. Die Anwesenden sind nicht akut hier/jetzt betroffen; sie mögen zunehmende Überbevölkerung abstrakt für ein wichtiges Thema halten, aber sie sind nicht an das Hier/Jetzt gebunden. Mit dem lauten Knall der zerborstenen Fensterscheibe ändert sich die Dynamik schlagartig. Alle werden von dieser veränderten Dynamik erfasst. Sie springen auf, fallen hin. Der Schreck greift tief in das leibliche Erleben ein. Die Fragen nach Afrika sind für den Moment völlig vergessen. Die Menschen bewegen sich, zunächst springend, dann mehr oder weniger ziellos umherlaufend. Das leibliche Erleben lässt keinen Raum für Stillstand, vielmehr scheint eine Spannung erlebt zu werden: Man möchte ausbrechen, weiß aber nicht, wohin. Es gibt keine klare Richtung, nichts Bestimmtes zu tun, um die Situation zu klären. Es zeigt sich hier eine Dynamik kollektiver affektiver

Berührung. Es entsteht ein gemeinsames Jetzt, in dem sich das Wir unmittelbar hier/jetzt als bestimmtes Wir erlebt und darin in eine kollektive Erregung gerät.

Die Anwesenden geraten in eine Art Schockzustand der Richtungslosigkeit und gleichzeitig ist es für alle – auch für mich – situativ klar, dass ein Angriff stattgefunden hat. Diese Deutung wird interaktiv wechselseitig verstärkt: Der Steinwurf wird als ›Mordversuch‹ interpretiert und den Angreifer:innen zugeschrieben, gegebenenfalls Steine auf die Stamm-tischbesucher:innen zu werfen und damit eine lebensbedrohliche Situation zu schaffen. Auch wer die Angreifenden sind und welche normativen Erwartungen mit dem Angriff repräsentiert werden sollen, ist allen im Raum klar. Selbstverständlich ordnet der Veranstalter diesen Übergriff als Angriff von ›Antifanten‹ ein, eine abwertende Bezeichnung für Menschen, die von Rechten der Antifa zugerechnet werden.

Die Erfahrung, Opfer eines Angriffs zu sein, wird in den Äußerungen der Anwesenden wechselseitig verstärkt und der Angriff mit Bedeutung aufgeladen. Der Angriff wird insbesondere mir gegenüber als Bestätigung der strukturellen Opferposition dargestellt. Angegriffen zu werden, wird zum Symbol für die Illegitimität des kritisierten Systems, in dem eigentlich legitimes Handeln – politisch aktiv zu sein – mit Ausgrenzung beantwortet wird. Die akute Erfahrung, zum Opfer gemacht zu werden, wird so zur Bestätigung der eigenen Kritik. Opfersein ist nicht nur hier/jetzt bedeutsam, sondern bezieht sich auf die gesamte Ordnung. Opfer und Täter sind hier nicht nur Positionen im Rahmen des akuten Geschehens der spezifischen Situation, sondern verweisen auf die Legitimität der Sprecherposition. Die Anwendung von Gewalt delegitimiert die Gewaltanwender:innen, während die Opferwerdung einer Legitimierung gleichkommt. Gerade in der unmittelbaren Verarbeitung des Geschehens stellen die Anwesenden vor- und füreinander dar, unrechtmäßig Opfer geworden zu sein. Sie sind moralisch empört und vergewissern sich über diese Enttäuschung ihrer Werte. Gleichzeitig werden diese Werte in dieser Situation unmittelbar als Werte der Gruppe aufgeladen.

Gewalt wird als Skandal behandelt. So werde ich zunächst in der Rolle eines Dritten interpretiert, der dieses Geschehen veröffentlichen könnte. Mit der Skandalisierung von Gewalt bewegt sich die neue rechte Bewegung in der modernen Gewaltordnung. Dieser Ordnung entspricht auch die Art und Weise der Delegitimierung des Angriffs: So wird nicht etwa eine Hinwendung zur Selbstjustiz propagiert – der Gegner wird nicht auf eigene Faust gesucht –, sondern es wird die Polizei als Repräsentantin der legitimen Staatsgewalt eingeschaltet. Ihr wird die Ermittlung überlassen. Die Polizei übernimmt dabei die Funktion der Anerkennung und Stabilisierung der eigenen Opferrolle. Sie sind ebenfalls Dritte, die den Ernst der Lage und die Tatsache des Angriffs dokumentieren und damit stabilisieren. So untermauern sie situativ das subjektive Bedrohungsleben.

Gleichzeitig sind sie selbst in der Rolle des Unterstützers und bieten die staatlichen Gewaltmittel an, um die Gefahrensituation zu beenden. Die Polizei ermöglicht damit nicht zuletzt, dass der geregelte Ablauf der Dinge wieder aufgenommen werden kann, der Stammtisch fortgesetzt wird und das akute Bedrohungserleben in den Hintergrund tritt.

Die unmittelbare Erfahrung, Opfer einer Gewalttat geworden zu sein, steht vor dem Hintergrund einer vorgängigen Deutung einer antagonistischen Beziehung zwischen Täter und Opfer. Gleichzeitig wird diese vorgängige Deutung situativ verstärkt. Die Situation als Gewalt durch politische Gegnerinnen zu deuten, ist nur möglich, wenn bereits ein antagonistisches Konfliktverhältnis zu ebendiesen politischen Gegnerinnen angenommen wird. Im Rahmen dieser Bedeutungsaufladung wird das Ereignis zu einer Bestätigung dieses Antagonismus; dies scheint selbst dann zu gelten, wenn sich die Deutung der Situation ändern muss, wenn es nicht die politischen Gegner:innen waren, die die Neu-Rechten angegriffen haben, sondern wenn es sich um einen unpolitischen Akt des Vandalismus handelt. Dennoch ruft die bloße Erinnerung an das Ereignis die eigene Opferposition auf, die hier Bestätigung findet.

In Situationen, die durch den für Gewalt typischen Einbruch des Hier und Jetzt gekennzeichnet sind, wird eine Aufladung im Sinne des eigenen politischen Anliegens vorgenommen. Die unmittelbare Dynamik, Teil einer Angriffssituation zu sein, verdeutlicht den Einzelnen in mehr als einer Rede, dass sie eine Gruppe sind, die im Konflikt mit anderen Gruppen steht. Die Situation, gemeinsam Gewalt ausgeliefert zu sein, führt zu einer kollektiven Gemeinsamkeitserfahrung. Die Einzelnen erleben sich in der Situation unmittelbar als Opfer illegitimer Gewalt. Mit diesem Erleben, Opfer illegitimer Gewalt zu sein, ist bereits die Deutung der Gewalt verwoben: Sie erleben sich hier/jetzt als Teil eines politischen Kollektivs als Opfer – und verstehen den normativen Anspruch, den die Gewalttäter an sie richten. Ein von Jugendlichen beim Ballspiel offensichtlich aus Versehen geworfener Ball hätte situativ zu einem anderen Erleben geführt – selbst dann, wenn der Ball jemanden verletzt hätte. Die Deutung als Gewalt und die Deutung, dass es eine politische Gewalttat ist, verändert für die sich als Opfer Erlebenden etwas: Sie erleben sich in ihrer Zugehörigkeit zu einem politischen Kollektiv als Opfer und insofern als Kollektiv betroffen.

Das unmittelbare Deuten als Gewalt vergegenwärtigt in der Situation das antagonistische Verhältnis zu den politischen Gegnern. In der Situation kommt es zu einer eigenen Wertaufladung, die in Abhängigkeit zu der situativen Deutung steht: Die Einzelnen erleben sich als Teil eines Wirs und das Wir als Opfer illegitimer Gewalt. Diese Wertaufladung wird selbst dann aufrechterhalten, wenn sich die Deutung im Nachhinein als falsch herausstellt. Die Wertaufladung ist eben nicht rein kognitiv vermittelt, sondern ist unmittelbar in der eigenen affektiven

Berührung verankert und wird situativ aufgebaut. Bereits die spontane Deutung als Gewalt, die vor dem Hintergrund der bereits bestehenden Werte vorgenommen wird, kann situativ Werte stabilisieren und den Einzelnen vermitteln, dass sie Teil eines übergreifenden antagonistischen Verhältnisses sind.

Ähnliche Dynamiken zeigen sich auch im folgenden Beispiel einer direkten Konfrontation mit den Angreifenden:

Stammtisch in einer Straßenkneipe, späterer Abend:

Das Gespräch wird jäh unterbrochen, als Anton mitten im Satz innehält und ruhig und gelassen sagt: »oh da kommt die Antifa« Ich schaue verwirrt in seine Blickrichtung. Und tatsächlich: Drei schwarz gekleidete, mit Kapuzenpullis und Tüchern maskierte Gestalten kommen die Straße herunter und auf uns zu. Eine Frauenstimme ruft »Nazisau, verpiss dich« und jemand boxt ein paar Mal auf Peter ein. Der hatte auf die Kante der Bank gesessen und war aufgesprungen. Dabei kippt die Bank um. Die drei laufen weiter und schenken uns anderen keine Beachtung. Die anderen sind auch aufgesprungen und Peter, Felix und Anton rennen ihnen hinterher, Felix ruft »Scheiß Feiglinge, stellt euch und kämpft – fahrt doch zur Hölle«. Doch schon nach wenigen Metern kommen sie zurück, von den Flüchtenden ist nichts mehr zu sehen. Auch ich bin aufgestanden. Das Blut rauscht in meinen Ohren. Gabriel ruft schon zu den Leuten an den anderen Tischen, »das waren Kommunisten« und entschuldigt sich lautstark für das Publikum, das wir anziehen. Auch die anderen reden laut, scheinen in Bewegung zu sein. Ich bin immer noch starr vor Schreck. Einer der Kellner kommt heraus und fragt, was passiert sei. Peter erklärt, dass ein paar Linke hier reingekommen sind, haben alles umgeworfen. Die anderen nicken, ja. Gabriel schimpft, »das war Körperverletzung! Eine politisch motivierte Körperverletzung! Die kommen hierher, schubsen und boxen, und wenn man denen jetzt irgendwie ein Messer reinbatzt, dann heißt es, das sei illegal!« Peters Knie ist blutig und seine Hose zerrissen, ich frage, ob alles in Ordnung sei, er murmelt etwas davon, dass er beim Aufstehen gestolpert sei. Aber er hat einen erwischt, im Gesicht! Gabriel sagt, er persönlich fände es gut, wenn man sich wehren dürfte. Felix meint, dass die sich das trauen, hier in der Öffentlichkeit! Gabriel widerspricht energisch, »die haben sich gar nicht getraut, sind einfach weggelaufen, Feiglinge.« Peter meint, er würde erst mal die Polizei rufen, vielleicht würden die ja erwischt, das sollte man eigentlich schon machen. Peter fügt noch hinzu, dass er den Kleinen ja erwischt hat, aber von der Frau hat er eine kassiert, weil er sich nicht getraut hat, eine Frau zu schlagen. Jemand sagt, schlag doch, Peter antwortet, nein, das macht man nicht, eine Frau kann man nicht schlagen, das macht man nicht. Gabriel sagt, du hättest sie doch festhalten können, Peter schüttelt den Kopf, er hätte nur schlagen können. Peter ruft die Polizei an, beschreibt die drei als zwei Männer und eine Frau und dass er sie anzeigen will. Dann setzen wir uns wieder hin und

warten auf die Polizei. Peter sagt, man hätte sich wirklich wehren müssen. Nicht nur so ein bisschen. Wenn das jetzt jeder gekonnt hätte. Denen hätte man aus Versehen das Rückgrat durchtrennen können, dann wären die nicht mehr weggelaufen. Nur töten darf man die nicht, das gäbe rechtliche Probleme, aber aus Versehen über jemanden am Boden stolpern und mit dem Ellenbogen ins Rückenmark, das geht. Alle lachen. Gabriel meint, »oder im Affekt auf sie einzustechen, ich habe eigentlich immer ein Messer dabei. Wir hätten sie stellen sollen«. Felix nickt, »und die haben meistens nichts, die trauen sich nicht, ein Messer zu benutzen, weil das meistens Feiglinge sind. Wenn das Männer wären, würde ich hingehen und sagen, hey, lass uns das austragen. Aber das sind keine Männer, das sind Feiglinge, die haben keine Waffen. Die haben auch keine Ehre. Die laufen einfach weg.« Anton sagt, »naja, ich weiß nicht, wenn wir denen hinterhergelaufen wären, wenn da hinten noch 10 Leute waren, die machen das schon, locken so 2, 3 Kämpfer in den Hinterhalt.« (...)

Zwei Polizisten kommen und schauen sich um, nehmen Aussagen auf. Woher sie kamen, was passiert ist, ob Peters Knie von denen verletzt wurde. Peter bejaht. Peter fragt die Polizisten, ob wir die hätten festhalten dürfen, der Polizist bestätigt, natürlich, das wäre ganz legal, das nächste Mal sollten wir das machen. Peter nickt, ah, dann wisse er das jetzt für das nächste Mal, er habe nicht gewusst, dass es erlaubt sei, sie festzuhalten. Aber, fügt der Polizist hinzu, man müsse aufpassen: Wenn man nur einen von dreien festhalte, könne es passieren, dass ganz schnell ganz viele Freunde kämen, bevor sie, die Polizei, da seien. Ob sie schon wüssten, wer der Täter sein könnte, fragt einer. Der Polizist lacht, es sei nicht so wahrscheinlich, dass sie jemanden fänden, aber sie würden suchen. Und die Frau könnte polizeibekannt sein, dann wüssten sie, wo sie suchen müssten. Man verabschiedet sich und wünscht noch einen schönen Abend. Felix und Gabriel meinen, dass die Polizei eigentlich auf »unserer« Seite ist, das würde man doch merken, so freundlich wie sie sich verhalten. Peter schlägt vor, den gemeinsamen Kampfsport zu intensivieren. Die Anderen stimmen zu und Peter kündigt an, einen Termin zu vereinbaren. (...) (Beobachtungsprotokoll August 2017)

In der ersten beschriebenen Situation geschieht die Interpretation, dass es sich um einen Angriff politischer Gegner:innen handelt, ausgehend von einem Steinwurf, der selbst ohne einen explizierten Anspruch, normative Erwartungen darzustellen, geschieht. Hier in dieser Situation wird von den Angreifenden selbst explizit gemacht, gegen wen sich der Angriff richtet und warum. Die Enttäuschung der normativen Erwartung, dass Menschen, die für »Nazis« gehalten werden, in der Öffentlichkeit nicht ruhig sitzen sollten, und dass an dieser Erwartung trotz Enttäuschung festgehalten wird, wird unmissverständlich dargestellt. Hier findet nicht nur eine plötzliche Bedrohung statt, sondern ein tatsächlicher körperlicher Angriff, der unmittelbar erlebt wird.

Der Angriff bricht plötzlich in eine ruhige Atmosphäre ein. Die Beobachtung »oh, da kommt die Antifa« zeigt, dass diese Neu-Rechten selbst darauf gefasst sind, dass es zu Angriffen kommen könnte, und aus dieser Perspektive ihr unmittelbares Umfeld beobachten. Dabei beziehen sie die Annäherung von auf bestimmte Weise gekleideten Personen direkt auf sich. Es ist ihnen klar, dass diese schwarz gekleideten Menschen nicht einfach einen Bus erreichen wollen oder joggen gehen, sondern sich gegen die Neu-Rechten richten werden. Der ruhige Ton der Besonnenheit steht in krassem Gegensatz zu der Bewegung der Anwesenden. Es kommt zu Verwirrung, Desorganisation und Schock. Die Anwesenden erleben sich augenblicklich in ein Hier/Jetzt katapultiert, das zunächst unstrukturiert ist. Die Reaktion auf die Orientierungslosigkeit ist, wie in der anderen Situation, Bewegung. Sie springen und laufen und kommen damit ihrem Bewegungsdrang nach, aus dem Hier/Jetzt auszubrechen.

Ähnlich wie im ersten Beispiel wird direkt in der Situation eine quasi-juristische Einordnung der Situation vorgenommen und diese als ›politisch motivierte Körperverletzung‹ interpretiert. Die Auseinandersetzung wird damit als Teil der antagonistischen Beziehung zwischen einem Wir der Neu-Rechten und einem Die der politischen Gegner:innen gedeutet. Im Sprechen vergewissern sie sich ihrer Opferposition und dass sie tatsächlich von ideologisch motivierten Feinden unrechtmäßig angegriffen wurden. Sie fassen das Geschehene in Worte, die eine eindeutige Schuldzuweisung ermöglichen.

In der gegenseitigen Vergewisserung wird vor allem die eigene Wehrhaftigkeit betont. Das ist nicht ganz einfach, da hier de facto kaum eine unmittelbare Gegenreaktion stattgefunden hat. Dennoch überbieten sich die Anwesenden verbal darin, wie sehr sie die Angreifer unter etwas anderen Umständen verletzt hätten und inwiefern es legitim gewesen wäre, sie zu verletzen. Das laute Reden und gegenseitige Überbieten in Heldenerzählungen im Konjunktiv löst eine geradezu euphorische Spannung aus. Die Einzelnen erleben sich in unmittelbarer Interaktion mit einem direkt sichtbaren Gegner.

Die Einordnung der Angreifer erscheint dabei widersprüchlich. Einerseits werden sie als ›Feiglinge‹ interpretiert, insofern sie weggelaufen sind und keine Messer benutzen. Andererseits wird ihnen unterstellt, sie würden einen Hinterhalt legen und insofern strategisch motiviert angreifen. Offenbar ist es wichtig für die Neu-Rechten, darzustellen, dass sie einerseits Opfer des Angriffs sind, andererseits aber theoretisch selbst zuschlagen könnten. Für die Zukunft wird aus dem Angriff die Konsequenz gezogen, den gemeinsamen Kampfsport zu intensivieren und damit die tatsächliche und nicht nur verbale Wehrhaftigkeit zu erhöhen.

Die tatsächliche Reaktion auf den Vorfall ist ähnlich wie im ersten Fall: Einerseits besteht die Erwartung, sich wehrhaft zu verhalten, gleichzeitig wird legitimiert, warum die Angreifer nicht direkt konfrontiert

werden: Sie könnten aus dem Hinterhalt eine lebensbedrohliche Situation schaffen. Es wird ein tiefes Misstrauen gegenüber den politischen Gegnerinnen zum Ausdruck gebracht und sich gegenseitig dieses Misstrauens versichert. Tatsächlich suchen sie nicht wirklich die Konfrontation, sondern überlassen die eigentliche Untersuchung de facto der Staatsgewalt. Die Polizei spielt hier dieselbe Rolle wie im ersten Fall: Sie bestätigt die Legitimität der Opferrolle und das Gefühl der Empörung über die unrechtmäßige Behandlung. In diesem Fall ist sie eine dritte Partei, die eine moralische Autorität darstellt und die ad-hoc-Interpretationen der Rechten bestätigt und legitimiert. Die Situation wird dadurch objektiviert und gibt den Neu-Rechten das Gefühl, im Recht zu sein. Ähnlich wie oben wird auch das Auftreten der Polizei selbst positiv gedeutet. Professionalität wird in diesem Zusammenhang zu Freundlichkeit und die Polizei selbst zu einem parteiischen Akteur, der im Rahmen der antagonistischen Interaktion mit dem politischen Gegner auf der Seite der Rechten steht.

In Situationen, die als Angriff erlebt werden, erleben sich die Einzelnen unmittelbar involviert. Sie werden hier/jetzt davon berührt, dass sich in diesem Hier/Jetzt auf sie in bestimmter Weise gerichtet wird. Sie erleben sich als Betroffene von Gewalt. Diese Berührung muß nicht unbedingt mit starken physischen Verletzungen einhergehen. Bei dem ersten oben beschriebenen Beispiel wird de facto niemand körperlich verletzt. Und auch in diesem Beispiel ist die physische Verletzung marginal. Dennoch entsteht eine affektive Berührung davon, tatsächlich angegriffen worden zu sein.

Das Erleben, Opfer zu werden, und die moralische Deutung dieses Opfer-Werdens sind miteinander verschränkt. Ohne die Deutung würden sie sich nicht in dieser Weise berührt erleben, ohne die affektive Berührung würde der Status Opfer zu sein, jedoch auch abstrakt bleiben. In der Angriffssituation werden die Einzelnen zu einem angegriffenen Wir, nämlich dasjenige Wir, das illegitimerweise durch andere angegriffen wird. In dem Angriff wird zwischen dem Wir und dem Die unterschieden, den Opfern und den Angegriffenen. Das gemeinsame Erleben des Schocks führt zu einer Gemeinsamkeitserfahrung und zugleich zu einer Abgrenzungserfahrung von den nicht-Zugehörigen zum Wir. Die anderen anwesenden Kneipen-Besucher:innen sind aus dem Wir ausgeschlossen. Ihnen muss als Außenstehenden der Angriff erklärt werden und sie werden damit zu Beobachterinnen des antagonistischen Verhältnisses.

Die Realität des Angriffs legitimiert die eigene Delegitimierung, den eigenen politischen Protest und auch die eigene kollektive Empörung. In der kollektiven Verarbeitung des Angriffs wird die Legitimität der eigenen Normen im Gegensatz zu den Normen der anderen bestätigt. Die Erfahrung, angegriffen zu werden, bindet die Individuen unmittelbar

emotional ein und verstärkt damit die für sich in Anspruch genommene Opferposition. Diese affektive Bindung transformiert nicht nur die situative Deutung des Geschehens, sondern wirkt auch auf die Werte selbst. Was als Gewalt gilt, wer als Opfer zählen darf, welche Form von Empörung legitim ist – all das wird im Moment des Angriffs neu ausgehandelt. Die zunächst individuelle Kategorie des Opfer-Seins wird auf das eigene Kollektiv übertragen und gewinnt durch das unmittelbare Erleben neue normative Schärfe. Gewalt wird nicht nur als Bruch mit bestehenden Werten empfunden, sondern als performativer Anlass, diese Werte zu reorganisieren – mit dem ›Wir‹ als neuem Träger moralischer Geltung.

Opfer-Sein als Kollektiv-Erfahrung

Interview

I: Ok, kannst du vielleicht ein wenig erzählen, wie es dazu kommt, dass du dich politisch engagierst, was motiviert dich, so?

Kim: (...) Ja, das ist es halt, wir, wir müssen unser Leben verändern, egal was die da sagen, wir müssten das nicht, das ist so. Und das geht nicht! Das will ich nicht! Zum Beispiel im politischen Engagement, ohne Polizeischutz findet keine einzige Veranstaltung mehr statt. Keine. Mindestens ein Streifenwagen, ein Mannschaftswagen, das erinnert mich an Zeiten, wo die SA mit ihren Schlägertrupps da gestanden hat, das will ich nicht. Und das wird auch noch geduldet von der politischen Klasse. (Interview August 2017)

Stammtisch

Stefan, Ortsgruppenleiter in C-Stadt, fragt Luk, einfaches Mitglied in F-Stadt, wie die Situation in F-Stadt sei. Luk seufzt. »Es sind grad nicht so viele aktiv, aber es wird grad wieder besser. Schlimmer ist das mit den Antifanten. Wir haben erstmal versucht, Infostände und sowas ohne Polizeipräsenz zu machen, aber wir sind halt wirklich immer angegriffen worden, jetzt sagen wir vorher der Polizei Bescheid.« Stefan nickt, »bei uns war das auch so, wir haben es auch erstmal so probiert, wir tun ja nichts Verbotenes und nichts. Aber seit einer mit einer Glasflasche angegriffen wurde, holen wir immer die Polizei dazu.« (Beobachtungsprotokolle Juni 2017)

Das Erleben, Opfer von Übergriffen zu sein und zu werden, gehört zu den wichtigen sinnstiftenden Erfahrungen innerhalb der neuen rechten Bewegung. Diese gemeinsame kollektive Erfahrung muß jedoch nicht von allen Einzelnen selbst gemacht werden. Vielmehr wird in der neuen rechten Bewegung eine Atmosphäre dauernder Potentialität des Angriffs evoziert. Durch den Austausch von Erzählungen, insbesondere auch vor

anderen, die zu diesen Erzählungen keine eigenen Erfahrungen beitragen können, wird die Deutung verfestigt, Teil einer übergreifenden antagonistischen Beziehung zu sein, in der sich die anderen in illegitimer Weise auf einen richten. Die Bedeutung dieser Erfahrungen liegt nicht allein in ihrer narrativen Weitergabe, sondern in der affektiven Einbindung, die durch diese Erzählungen erzeugt wird: Selbst wer nicht unmittelbar betroffen war, wird in das affektive Wissen um die eigene Bedrohtheit eingebunden. So entsteht eine Struktur der kollektiven Verletzlichkeit, in der sich das ›Wir‹ nicht nur über gemeinsame Werte, sondern über eine geteilte Bedrohung formiert. Diese geteilte Verletzlichkeit wird nicht als Zeichen von Schwäche gelesen, sondern als moralische Legitimation – sie erlaubt es, die eigene politische Position als besonders gefährdet und damit besonders wertvoll zu verstehen.

Die Bedrohung durch Angriffe wird durch die Betonung der Notwendigkeit polizeilicher Präsenz unterstrichen. Unabhängig von konkreten Vorfällen repräsentiert die Polizeipräsenz, dass mit Vorfällen zu rechnen ist und die Neu-Rechten des Schutzes durch den Staat bedürfen. Die Polizei gerät so in eine Position des Dritten, in der sie zum einen faktisch bestätigt, dass es sich um Gewalt handelt, und zum anderen, dass diese Gewalt illegitim ist. Die Opferposition der Rechten wird so in den Narrativen zu einer objektiven Tatsache. Routiniert spricht man sich an den Stammtischen gegenseitig Mitleid für die Umstände aus und macht sich Mut für den eigenen Widerstand, der sich darin zeigt, dass man sich trotz der äußeren Gewalt weiterhin politisch engagiert.

Angegriffen zu werden wird hier nicht als individuelles Schicksal, sondern als kollektiv verbindende Erfahrung gedeutet. Das Kollektiv selbst gründet sich darauf, angegriffenes Opfer zu sein. Im Angriff durch politische Gegner:innen werden die Einzelnen nicht als Individuen adressiert, sondern als Teil einer spezifischen Gruppe, nämlich der Gruppe der Neu-Rechten. Im Erleben, Opfer zu sein, erleben sich die Einzelnen dann auch primär als Teil dieser angegriffenen Gruppe. Der Angriff bestätigt damit die Bedeutung kollektiver Zuschreibungen und Abgrenzungen. Im Kollektiv wird dann auch die Legitimität bzw. Illegitimität der erfahrenen Gewalt verarbeitet. Die Gewalt wird hier zu illegitimer Gewalt – begründet aber in dieser Illegitimität auch wiederum die eigene Legitimität. Aus der Gewalterfahrung wird also eine Bestätigung der eigenen Wertorientierung gezogen.

Die hier etablierte Opferposition geht von einem modernen Gewaltbegriff aus. Individuen werden zu Opfern, indem ihr Körper verletzt wird oder versucht wird, ihren Körper zu verletzen. Die Intentionalität dieser Körperverletzung wird den anderen zugeschrieben. Sie haben nicht nur Körper verletzt, sondern sie *wollten* Körper verletzen. Diese Zuschreibung wird noch dadurch verstärkt, dass den Tätern nicht nur eine Verletzungsabsicht, sondern auch eine Tötungsabsicht unterstellt wird. Als

Horizont für die Problematisierung der Gewalt wenden sie sich der modernen Verfahrensordnung der Gewalt zu. Sie implizieren, dass Gewalt nicht sein soll und dass sie im Rahmen einer Ordnung stehen, in der Gewalt ebenfalls nicht sein soll. Gleichzeitig wird sich gegenseitig dargestellt, dass sie erwartbar ist. Die Neu-Rechten sind darauf gefasst, dass es tatsächlich zu Gewalt kommt. In den Narrativen wird sich gegenseitig dargestellt, Gewalt zu erwarten und sich auf die Gewalt einzustellen. Das gilt sowohl für erlebte Gewalt gegen sie als Neu-Rechte, als auch für die Gewalt, die von Ausländer:innen erwartet wird. Die Neu-Rechten kultivieren damit eine Erwartungshaltung der Gewalt, die das Vertrauen in Gewaltlosigkeit unterminiert.

Die Logik der Gewaltlosigkeit wird jedoch nicht aufgegeben. So wird immer wieder die Polizei hinzugezogen und damit dargestellt, dass Gewalt nicht sein soll – und die Polizei dazu berechtigt ist, Gewalt zu beenden. Es wird also die Logik der modernen Ordnung der Gewaltlosigkeit bestätigt. Die neue rechte Bewegung verhält sich damit explizit im Rahmen der modernen Ordnung und ruft die ›richtigen‹ Dritten zur Beendigung der Gewalt auf. Gegenüber diesen Dritten wird die Gewalt als Gewalt problematisiert und der Anschluss an eine rechtsstaatliche Ordnung gewahrt.

Neben dieser Orientierung an der Wertelogik der Gewaltlosigkeit wird sich auf die Ordnung der Wechselseitigkeit bezogen. Insbesondere auf verbaler Ebene werden Normen beschworen, die auf Vergeltung abzielen. Es wird sich wechselseitig dargestellt, dass Rache eigentlich die richtige Antwort wäre. De facto wird allerdings darauf verzichtet, wirklich in eine Ordnung der Wechselseitigkeit überzugehen. Es bleibt bei dem verbalen Aufrufen der Normen, tatsächlich wird aber die Polizei gerufen und sich damit klar auf die zentralstaatliche Ordnung der Gewaltlosigkeit bezogen. Um zu verstehen, warum hier nicht einfach in eine Ordnung der Wechselseitigkeit gewechselt wird und das nächste linke Zentrum in einer Racheaktion heimgesucht wird, ist es notwendig, die Spezifik der neuen rechten Bewegung zu verstehen. Es handelt sich eben nicht um eine klandestine, gewaltbereite Gruppe, die in direkte Gewaltverhältnisse mit anderen Gruppen tritt. Vielmehr handelt es sich um eine Bewegung, die den Anschluss an die moderne Ordnungsbildung sucht. Innerhalb der modernen Ordnung erhält sie den Status des Opfers, und innerhalb der modernen Ordnung ist dieser Status nicht mit einer Racheverpflichtung, sondern mit einer Aufwertung der Sprecherinnenposition verbunden. Für die neue rechte Bewegung geht es weniger um einen Wechsel von einer klandestinen Gruppe in eine andere Ordnung, als vielmehr darum, die Wertebindung der modernen Ordnung selbst zu verändern und dabei die kollektive Dynamik ins Zentrum zu stellen. So bleibt die Ordnung der Wechselseitigkeit immer eine Möglichkeit, die aber offen gehalten wird. Gerade diese Offenhaltung verweist auf eine

strategische Position: Die neue rechte Bewegung sucht nicht den Bruch mit der Moderne, sondern ihre Umcodierung. Die kollektive Opfererfahrung dient dabei als Hebel, innerhalb der modernen Ordnung neue Wertsetzungen zu etablieren – etwa das Recht auf Selbstbehauptung, Wehrhaftigkeit, politische Gegenrede. In der affektiven Reaktion auf Gewalt wird somit nicht die Ordnung selbst verlassen, sondern in ihrem Innern umgeschrieben: Das Opfer wird zur zentralen moralischen Figur eines ›neuen Wir‹, das sich aus der Erfahrung kollektiver Gewalt legitimiert.

9.1.2 *Opfer von Spionage werden*

Das antagonistische Verhältnis zur ›Antifa‹ beschränkt sich in der neuen rechten Bewegung nicht auf Ereignisse, bei denen es zum Austausch von Tötlichkeiten kommt. ›Die Antifa‹ ist für die neue rechte Bewegung nicht nur Gegner, sondern strukturierende Instanz des Alltags. Sie wird vielmehr permanent mitgedacht und die Angst vor diesem politischen Gegner aktiv geschürt. Sie ist in allen Kommunikationszusammenhängen präsent, sei es bei Stammtischen, Protestveranstaltungen oder Schulungen. Zukunfts- und Gegenwartsbezüge werden auf die Antifa bezogen. Die von der neuen rechten Bewegung konstruierte Antifa ist enorm kompetent, Informationen über Rechte zu beschaffen und gegebenenfalls auch verschlüsselte Kommunikation zu entschlüsseln. Es besteht immer die Gefahr, dass die Antifa von den eigenen Plänen erfährt und diese zu vereiteln versucht. Diese allgegenwärtige Antizipation feindlicher Spionage zwingt die Bewegung zu ständiger Anpassung: im öffentlichen Auftreten, in der digitalen Kommunikation, im privaten Leben.

Autofahrt auf dem Weg zu einer geheimen Protestveranstaltung

Dieter tippt nervös auf seinem Handy herum. Dann sagt er zu Franz, »ich sag dir, die Antifa weiß, was los ist, da ist gerade so ein Indymedia-Artikel aufgetaucht, in dem sie das andeuten.« Franz, der am Steuer sitzt, bittet ihn, den Artikel vorzulesen. Dieter kommt der Bitte nach. In dem Artikel wird dazu aufgerufen, sich bereitzuhalten, man wisse von Plänen der Organisation der beiden. Franz meint, »schreib doch mal in den Gruppenchat, ob schon jemand vor Ort ist und die Lage checken kann.« Dieter scheint dem nachzukommen, denn kurze Zeit später meint er: »Nee, scheint alles frei zu sein, keine Antifa. Die Bullen sind mal vorbeigefahren, haben sich aber auch nicht auffällig verhalten.« Franz nickt zufrieden, »Siehst du, die wissen gar nichts. Vielleicht hat einer gesehen, dass einer von uns in der Stadt ist oder so, aber die haben keine Ahnung, was wir machen, sonst wären sie schon da.« (Beobachtungsprotokolle 2017)

Diese Szene illustriert paradigmatisch, wie sehr das Antifa-Bedrohungsszenario in den Alltag der neuen rechten Bewegung eingewoben ist. Die Angst vor der Antifa ist in der neuen rechten Bewegung allgegenwärtig. Entscheidend ist: Nicht ein konkretes Spionageereignis ruft die Angst hervor, sondern das permanente Mitdenken einer allwissenden, technisch versierten Gegenmacht. Die kollektive Kommunikation der beiden Akteure entfaltet sich entlang dieses Bedrohungshorizonts – ein Indymedia-Artikel (vgl. Goertz 2021) reicht aus, um eine Kaskade absichernder Handlungen auszulösen: Gegenlesen, Verifizieren über Gruppenchat, Interpretation der Polizeipräsenz. Jedes Element der Szene – von der Lektüre gegnerischer Plattformen über die Bewertung polizeilicher Bewegungen bis hin zur gegenseitigen Beruhigung – zeigt: Die Neu-Rechten richten ihre Gegenwart am möglichen Wissen der Antifa aus. Bemerkenswert ist dabei das Wechselspiel von Angst und Abwehr. Die Bewegung reagiert nicht nur, sie strukturiert sich entlang der Antizipation von Spionage: Die Antifa wird so zur alles durchdringenden Gegenmacht, die nicht lokalisiert oder klar adressiert, sondern nur antizipiert und vermutet werden kann. Ihre Unsichtbarkeit steigert gerade ihre Wirkmächtigkeit. Dass letztlich keine Antifa gesichtet wird, entlastet zwar situativ, aber bestätigt zugleich die Logik der ständigen Vorsicht. Die Szene erzeugt somit ein paradoxes Erleben: Die Abwesenheit der Antifa wird selbst zum Beweis ihrer potenziellen Gefährlichkeit. Durch diese permanente Orientierung an einem allgegenwärtigen, aber nicht sichtbaren Gegner bleibt die Antifa im kollektiven Erfahrungshaushalt der neuen rechten Bewegung dauerhaft präsent – selbst dort, wo sie nicht handelt. Die Bewegung hält sich in ständiger Bereitschaft, sieht sich gezwungen, kommunikativ, räumlich und emotional auf eine unsichtbare Bedrohung zu reagieren. Diese Reaktionslogik wiederum reproduziert das eigene Selbstbild als Opfer illegitimer Überwachung und Gewalt – ein Opferstatus, der nicht aus konkreten Vorfällen hervorgeht, sondern aus der ständigen Möglichkeit solcher Vorfälle.

Stammtisch

Georg erklärt den Anwesenden, dass sie sich Threema installieren sollten. Das würde zwar etwas kosten, aber bei WhatsApp würde man zu leicht reinkommen. Jemand ist skeptisch, der Verfassungsschutz würde auch in die vermeintlich sicheren Chats reinkommen, wenn er wollte. Georg antwortet »Es geht hier nicht um den Verfassungsschutz, wir machen nichts Verbotenes. Wenn die wollen, können die gerne mitlesen. Viel Spaß dem armen Wurm, der alles lesen muss, was ich so von mir gebe. Wir wollen es vor allem der Antifa so schwer wie möglich machen.« (Beobachtungsprotokolle März 2017)

Während der Verfassungsschutz – als Repräsentant staatlicher Macht – als kontrollierender, aber letztlich regelgebundener Akteur imaginiert

wird, erscheint die Antifa als nicht-rechtsförmiger, unkontrollierbarer Gegner. Die Bewegung stellt sich als im Rahmen des Gesetzes agierende, unproblematische politische Kraft dar. Der Staat wird als Konfliktpartner anerkannt. Es wird ihm zugeschrieben, vermutlich die Kommunikation der Neu-Rechten zu überwachen. Die Akteure des Staates erscheinen den Neu-Rechten dabei als verpflichtet, sie ›müssen‹ die Kommunikationen lesen, sind gezwungen und wollen es gegebenenfalls nicht. Diesen staatlichen Akteuren wird dabei zugeschrieben, die Kommunikation mit Bezug auf geltendes Recht zu beurteilen und sich an Regeln zu halten. Indem dies als unproblematisch dargestellt wird, wird hier einmal mehr die Gelegenheit genutzt für die Selbstdarstellung, eigentlich im Rahmen der demokratischen Ordnung vorzugehen und nicht gegen herrschende Normen zu verstoßen.

Ganz anders die Antifa: Ihr wird eine grundlegend andere Logik unterstellt. Sie agiert nicht im Rahmen der staatlichen Ordnung, sondern außerhalb und gegen sie. Diese Vorstellung macht sie zu einem Gegner, der als jenseits normativer Verständigungsmöglichkeit stehend konstruiert wird. Die Antifa kann nicht beschwichtigt, nicht verklagt, nicht auf Recht und Ordnung verpflichtet werden – sie ist in der Wahrnehmung der neuen rechten Bewegung nicht Teil eines regulierten Konflikts, sondern ein feindlicher Akteur in einem existenziellen Kampf. Technologische Kompetenz wird hier mit moralischer Illegitimität verbunden: Die Antifa wird als technisch versiert und durchsetzungsstark beschrieben – zugleich aber als normativ entgrenzt. Gerade diese Kombination macht sie zum idealtypischen Bedrohungssubjekt: mächtig, skrupellos, unkontrollierbar. Die Installation von *Threema* wird dadurch zu mehr als einer technischen Schutzmaßnahme – sie ist Ausdruck eines symbolischen Selbstschutzes gegenüber einer imaginierten Totalüberwachung durch einen moralisch illegitimen Feind.

Indem der Schutz als Schutz gegen die Antifa – und nicht gegen den Staat – ausgeflaggt wird, werden zwei unterschiedliche Deutungen von Gewalt vorgenommen: die legale, notwendige Kontrolle des Staates versus die willkürliche, feindselige Gewalt der Antifa. Diese Trennung ist performativ bedeutsam: Sie ermöglicht es, sich selbst als loyal zur demokratischen Ordnung zu beschreiben, während gleichzeitig das eigene oppositionelle Handeln als durch einen äußeren, irrationalen Gegner provoziert dargestellt wird. Das Misstrauen wird auf diese Weise externalisiert: Nicht das eigene Tun ist problematisch, sondern die feindliche Reaktion darauf. Die Antifa existiert in dieser Vorstellung nicht in erster Linie als tatsächlicher Angreifer, sondern als strukturierende Abwesenheit: Durch das, was sie *tun könnte*, wird das Verhalten der Neu-Rechten bereits vorab geformt.

E-Mail-Kommunikation

(...) Ich habe mittlerweile gehört, dass Sie in der [A-Stadter] Antifa aktiv sind. Das ist natürlich keine gute Voraussetzung um miteinander ins Gespräch zu kommen. Die Antifa hat bisher massiv den ehrlichen Diskurs mit Argumenten unterbunden und mit Krawall und Gewaltandrohung aktiv dazu beigetragen, uns mundtot zu machen. Dass wir nur unter Schwierigkeiten mit den zahlreichen Interessenten in Kontakt kommen, liegt auch in Ihrem Verantwortungsbereich. Zum Glück kommen die Menschen trotzdem (oder gerade deswegen?). (...) (E-Mail-Kommunikation Dezember 2016)

Am Rande eines Stammtisches in einer Nachbarstadt

Gustav und ich sprechen noch einmal über den Antifa-Vorwurf. Gustav meint, ich könne mich glücklich schätzen, dass die B-Städter so viel Vertrauen haben und mich dabei haben wollen. Er hätte es wohl auch versucht, wäre aber auf massiven Widerstand in den eigenen Reihen gestoßen. Denn was wüssten sie von mir, gar nichts, und ob ich nun von der Antifa sei und sie nur ausspionieren wolle. Und dass ich daran sehen könne, dass sie schon sehr viele schlechte Erfahrungen gemacht hätten. Er fügt hinzu, dass die Antifa auch gerade wieder das Stammtischlokal ausgemacht habe und nun zum Boykott aufrufe. Ich möge die Skepsis verstehen. (Beobachtungsprotokolle Februar 2017)

Innerhalb der neuen rechten Bewegung ist ein tiefgreifendes Misstrauen gegenüber Außenstehenden institutionalisiert, das nicht aus spezifischen Vorfällen, sondern aus einer strukturellen Antizipation feindlicher Spionage resultiert. Wer nicht klar als ›dazugehörig‹ identifiziert ist, wird potenziell als Teil eines gegnerischen, verdeckt operierenden Kollektivs – meist der Antifa – imaginiert. Diese Vorstellung greift nicht erst im Moment konkreter Gefährdung, sondern konstituiert das Verhältnis zur Außenwelt von vornherein als konfliktförmig. Misstrauen wird zur sozialen Grundhaltung. Auffällig ist dabei, dass nicht bestimmte Aussagen oder Handlungen Anlass zur Skepsis geben, sondern allein der Status der relativen Unbekanntheit. Die Antifa fungiert in diesem Zusammenhang weniger als realer Gegner, sondern als projektive Figur eines nicht lokalisierbaren, aber omnipräsenten Bedrohungssubjekts. Der Verdacht, dass die Antifa mitliest, mithört oder eingeschleust ist, aktualisiert sich beständig – unabhängig von ihrem tatsächlichen Handeln. Das hat nicht nur Konsequenzen für den Zugang zum Feld, sondern prägt auch die Binnenkommunikation der Bewegung: Vertrauen muss aktiv hergestellt und abgesichert werden; jede Abweichung vom Bekannten wird schnell als Indiz feindlicher Absichten gedeutet. So entsteht eine kollektive Wissensordnung, in der sich Erfahrungen der Bedrohung nicht aus äußeren Angriffen, sondern aus innerer Zirkulation von Verdacht und Vorbehalten speisen. Die Antizipation von Spionage ist damit keine reaktive

Haltung, sondern eine konstitutive Struktur des Alltags in der neuen rechten Bewegung. Sie prägt die Wahrnehmung von Interaktionen, reguliert Zugehörigkeit und stiftet zugleich eine geteilte affektive Ordnung: Man erlebt sich gemeinsam als bedroht, belagert, ausspioniert – und genau dieses Gefühl der gemeinsamen Bedrohung wird zum emotionalen Kitt der Bewegung. Das Opfersein ist nicht Ergebnis eines Ereignisses, sondern Produkt einer kollektiven Reaktionslogik auf ein imaginiertes Außen.

Stammtisch

Jemand beschwert sich, dass ein Mitmitglied seine Hochzeit geheim gehalten und keine Mitglieder eingeladen hat. Max meint, »vielleicht wollte er einfach nicht, dass seine Familie auf den Hochzeitsfotos mit Rechten in Verbindung gebracht wird. Die Antifa kennt da nichts, und wenn da ein kleines Kind drauf ist, dann hat das mit einem Nazi zu tun, und zack.« Er schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch. Ein anderer sagt, er würde auch sehr aufpassen und entweder keine Kameraden einladen oder keine Fotos machen. Das wäre sonst einfach zu gefährlich. (Beobachtungsprotokolle Mai 2017)

Das Bedrohungserleben innerhalb der neuen rechten Bewegung erstreckt sich nicht nur auf den politischen oder öffentlichen Raum, sondern reicht tief in die alltägliche Lebensführung und private Sphäre hinein. Auch persönlich bedeutsame Anlässe wie Hochzeiten oder familiäre Zusammenkünfte werden unter dem Vorbehalt einer potenziellen Beobachtung durch politische Gegner:innen, insbesondere ›die Antifa‹, mitgedacht. Es gehört zur geteilten Selbstbeschreibung innerhalb der Bewegung, dass selbst scheinbar unpolitische Handlungen unter Umständen negative Konsequenzen nach sich ziehen könnten – etwa durch eine spätere mediale Bloßstellung oder eine moralische Delegitimierung. In dieser Logik erscheint es als vernünftig, präventiv zu handeln: keine Fotos zu machen, keine Einladungen an Szeneangehörige auszusprechen, oder bestimmte Informationen bewusst nicht zu teilen. Dabei ist es unerheblich, ob die Einzelnen tatsächlich mit Bezug auf eine durch die Antifa ausgehende Gefahr handeln: Die Figur der Antifa fungiert als Projektionsfläche einer skrupellosen, allgegenwärtigen Bedrohung, die nicht zwischen Öffentlichkeit und Privatheit unterscheidet. Ihr wird nicht nur technische Kompetenz und strategisches Kalkül zugeschrieben, sondern vor allem moralische Hemmungslosigkeit: Sie schrecke auch vor der Schädigung Dritter nicht zurück – etwa von Kindern auf Fotos oder Angehörigen ohne eigene politische Positionierung.

In der Folge entsteht eine doppelte Dynamik: Einerseits wird die Antifa dadurch als omnipotenter Feind in der kollektiven Vorstellungswelt stabilisiert – sie wirkt selbst dann, wenn sie gar nicht handelt. Andererseits

wird die eigene Opferposition durch die ständige Bezugnahme performativ reproduziert. Die Bewegung beschreibt und rechtfertigt ihre Vorsicht nicht nur, sondern verstärkt durch diese Beschreibung den Eindruck einer latenten Gefährdungslage. So entsteht ein geschlossenes Deutungssystem, in dem jede Handlung – ob sichtbar oder verborgen – in Relation zur Antifa-Bedrohung steht. Die Antifa wird damit zur symbolischen Instanz, die nicht nur Handlungen verhindert, sondern aktiv Handlungsspielräume strukturiert – und damit affektive Macht über das eigene Leben gewinnt, selbst ohne konkret einzugreifen.

9.1.3 Opfer durch Blicke werden

Auf dem Weg zum Stammtisch

Ich bin viel zu früh am Ziel und beschließe, mir noch ein wenig die Beine zu vertreten, um die Zeit bis zum Einlass nicht vor dem Restaurant zu verbringen. Als ich nach 30 Minuten wieder in die Straße einbiege, in der sich das Restaurant befindet, sehe ich zwei schwarz gekleidete junge Leute (um die 20?), die mit einer Kamera Leute fotografieren, die das Restaurant betreten. Zuerst denke ich: Mist, der nächste Feldzugang ist verbrannt. Die denken bestimmt auch, ich hätte den Treffpunkt verraten, aber ich beschließe abzuwarten, wie Max reagiert. Erst dann merke ich, verdammt, die werden mich auch fotografieren. Mir wird heiß bei dem Gedanken, meine Hände schwitzen und das Atmen fällt mir schwer. Ich spiele mit dem Gedanken, die Straßenseite zu wechseln und die beiden zu bitten, nicht zu fotografieren und meine Forschungstätigkeit zu erklären, verwerfe diesen Gedanken aber wieder, weil ich vermute, dass ich damit den Skeptikern, die mich immer noch für eine Spionin halten, in die Hände spielen würde. Also gehe ich zögernd auf der Straßenseite des Restaurants. Ich gehe langsam und versuche, nicht zu zielstrebig zu wirken. Ich schaue stur geradeaus und suche keinen Blickkontakt. Auf Höhe des Restaurants beschleunige ich plötzlich meine Schritte. Als ich eintrete, sehe ich aus dem Augenwinkel, dass die beiden gerade eine andere Person fotografieren, die die Straße herunterkommt. Puh, Glück gehabt. Schnell schließe ich die Tür hinter mir. Plötzlich habe ich das Gefühl, wieder ruhig atmen zu können. Ich merke, wie angespannt ich war und wie die Erleichterung die Anspannung löst. Ich schaue mich um.

Erst jetzt bemerke ich, dass ich in einem Eingangsbereich stehen geblieben bin und von einer Gruppe älterer Männer skeptisch beäugt werde. Keinen von ihnen kenne ich persönlich. Einer fährt mich an, was ich hier wolle und wer ich sei. Ich stelle mich kurz vor und verweise auf Max, der mich eingeladen hat. Sie rufen Max herbei, der sich für mich verbürgt, ja, ich sei nur die Forscherin, keine Antifa, alles in Ordnung. Sie lassen mich durch und er entschuldigt sich sofort, in Folge der anderen

seien etwas skeptischer, keine Sorge, die beiden Antifa-Fotografen von da drüben hätten gerade versucht, sich reinzuschleichen, deshalb seien alle etwas aufgeregt. Er lädt mich ein, gerne Interviewpartner für meine Recherchen zu suchen, er müsse vorne noch einiges organisieren. Ich akklimatisiere mich erst einmal, höre zu, was die anderen sagen – und tatsächlich scheinen sich fast alle über die Fotografen zu unterhalten, dass man nicht gewusst habe, dass man erst durch ein Fotoshooting gehen müsse, dass es doch eine geschlossene Veranstaltung sei und dass es sicher nicht rechtens sei, jemanden einfach so zu fotografieren. Viele stehen an den Fenstern hinter den Gardinen und beobachten die beiden draußen mit grimmiger Miene. Ich stelle mich dazu. Inzwischen sind zwei Polizisten gekommen und diskutieren mit den Fotografen. Einer von drinnen kommt dazu und gestikuliert seinen Unmut. Die Fotografen reagieren darauf, indem sie offen fotografieren. Das scheint nicht verboten zu sein. Die Polizisten scheinen eher zu beruhigen als einzugreifen. Ein Mann neben mir sagt, »das ist wirklich unmöglich. Am liebsten würde ich jetzt rausgehen und denen zeigen, wo der Hammer hängt.« Eine andere Person meint, »Ich sollte lieber nicht rausgehen, sonst kann ich mich nicht beherrschen. Mir jucken jetzt schon die Fäuste.« Eine andere zückt selbst ihre Kamera und fotografiert die beiden, »ach, den Mann kenne ich schon, der war schon oft hier, die Frau kenne ich noch nicht«, sie versucht heranzuzoomen, um ein Schild, das er um den Hals trägt, besser lesen zu können, sie meint »vielleicht ein Presseausweis oder so etwas«. (Beobachtungsprotokolle März 2017)

Das in der neuen rechten Bewegung vorhandene Gefühl des Beobachtetseins hat seinen Ursprung nicht nur in einer verbreiteten Paranoia, sondern neu-rechte Veranstaltungen stehen häufig tatsächlich unter Beobachtung. Sowohl bei Großdemonstrationen als auch bei kleinen Stammtischen muss damit gerechnet werden, dass politische Gegner die Veranstaltungen und vor allem die Teilnehmenden beobachten. Zumindest richten sie ihre Blicke antagonistisch auf die Neu-Rechten. Das Angeblicktwerden durch politische Gegner:innen vereindeutigt die aktuelle Situation. Besonders deutlich wird dies in der Beschreibung meines eigenen Erlebens: Insofern ich bei der Annäherung an eine neu-rechte Veranstaltung angeblickt wurde, erlebte ich mich als jemand, der gerade beim Besuch einer neu-rechten Veranstaltung beobachtet wird. Die Blicke lassen mich unmittelbar erleben, dass ich hier/jetzt aus der Perspektive Dritter als rechts wahrgenommen werde – und dass ich als jemand mit dieser politischen Perspektive verurteilt werde. Das Fotografieren lässt dieses Hier/Jetzt über die Gegenwart hinaus in die Zukunft wirken.

Nun könnte man einwenden, dass die Blicke für mich persönlich vielleicht besonders unangenehm waren, insofern ich nur Beobachterin des Geschehens war und durch die Blicke selbst als neu-rechte Teilnehmerin definiert wurde. Vielleicht ist meine körperliche Erfahrung der Enge im Hier und Jetzt des Angeschautwerdens nur deshalb präsent, weil ich

mich eben nicht als Neu-Rechte verstehe und mich deshalb zu Unrecht moralisch verurteilt fühle. Das würde aber nicht erklären, warum die Neu-Rechten selbst so zu reagieren scheinen. Auch sie scheinen sich situativ festgelegt zu erleben. Auch ihnen ist es unangenehm, als Teilnehmer einer neu-rechten Veranstaltung wahrgenommen zu werden, obwohl sie sich selbst als neu-rechts sehen und im Sinne der neuen rechten Bewegung öffentlich politisch aktiv sind. Sie delegitimieren das Fotografieren mit vielen Worten bis hin zu Gewaltfantasien und versuchen, die Gewalt des Staates gegen die Fotografierenden in Stellung zu bringen. Die Neu-Rechten sind zutiefst empört und fühlen sich in dieser Empörung gerechtfertigt. Sie erleben sich direkt betroffen, als Person und als Kollektiv. Die Blicke treffen nicht Einzelne, sondern richten sich auf das Kollektiv. Gerade in dieser kollektiven Betroffenheit entsteht das Wir der Beobachteten. Das gemeinsame Erleben der Blicke – das Unbehagen, die Empörung, die Ohnmacht – wird zur Grundlage einer geteilten Wahrnehmung, Opfer zu sein. Verstärkt wird dieses Erleben, Teil einer Gruppe zu sein, dadurch, dass die Gruppe tatsächlich einen Schutzrahmen darstellt: Die Bedrohungssituation endet mit dem Zusammentreffen der größeren Gruppe, die de facto vor weiteren Bezugnahmen beschützt. Beispielsweise habe ich mich unabhängig von meiner Beobachtungsposition erleichtert erlebt, als ich der Situation des potenziell fotografiert werdens entkommen war.

Auf die anderen Stammtischbesucherinnen scheinen die Blicke der anderen eine ähnliche Wirkung zu haben wie auf mich. Auch sie erleben sich in einem antagonistischen Verhältnis, auch sie wollen diesem antagonistischen Verhältnis entkommen. Was beim Einzelnen eher zu einem Rechtfertigungsbedürfnis führt, scheint in der Gruppendynamik zu einer kollektiven Empörung zu führen. Der Blick der Anderen engt auf ein spezifisches Hier und Jetzt: darauf, hier und jetzt rechts und darin illegitim zu sein. Die Enttäuschung normativer Erwartungen, die im Beispiel des Angriffs auf Rechte explizit geäußert wird (»Nazisau, verpiss dich«), ist hier mitzudenken: Die Blicke der Anderen vermitteln, dass die Besucherinnen der Veranstaltung eben keine engagierten Bürgerinnen sind, sondern »Nazis«. Die Neu-Rechten verstehen, dass sie von ihren politischen Gegner:innen in dieser Weise gedeutet werden, und empören sich über diese Festlegung.

Dass die Blicke tatsächlich als Angriff auf die eigene Legitimität erlebt werden, ist wiederum durch das bereits bestehende Konfliktverhältnis vermittelt. So wäre ein Fotoshooting – der Vergleich, der von den Neu-Rechten selbst angestellt wird – eher als Kompliment denn als Angriff zu verstehen. Beobachtet und fotografiert zu werden ist nur dann ein Angriff, wenn die Neu-Rechten sich von dem Fotografieren berührt erleben und es als einen Angriff deuten.

Outing-Fotos

Fotos, wie sie von den Stammtischbesucherinnen gemacht wurden, werden von politischen Gegnern häufig genutzt, um die politische Gesinnung einzelner Personen öffentlich zu machen. So werden mitunter Fotogalerien und gegebenenfalls Namen und Adressen von Personen, die als ›Nazi‹ oder ›Neonazi‹ identifiziert werden, auf Plattformen veröffentlicht oder in der Nachbarschaft der Personen per Flyer verteilt (vgl. Mannewitz 2013). Auch Arbeitgeber:innen werden oftmals über die politischen Aktivitäten dieser Personen informiert. Ziel dieser ›Outings‹ scheint es zu sein, das Umfeld der Personen zu informieren und von dieser Seite indirekt Sanktionen und Delegitimierungen zu erreichen.

Einige neu-rechte Organisationen versuchen ihrerseits, der Sanktionswirkung dieser Fotografien und Beobachtungen zu entgehen, indem sie versuchen, der Stigmatisierung auszuweichen:

Stammtisch

Malte holt einige Aufkleber und Kärtchen mit Fotos von Mitgliedern heraus. »Ich meine, wir haben immer noch Meinungsfreiheit und wir müssen uns für nichts schämen. Das war unsere Antwort darauf, dass die Leute, die geoutet wurden, ihre eigenen Aufkleber gemacht haben. Also wir haben das Design von der Antifa kopiert, aber statt ›Vorsicht Neonazi‹ steht dann sowas wie ›guter Patriot‹ drauf. Wir machen also quasi unsere eigene Werbung mit deren Waffen. Und die machen Werbung für uns, indem sie unseren Namen verbreiten. Eigentlich Win-Win!« (Beobachtungsprotokolle Mai 2017)

Diese Form des Umgangs mit Outings unterstreicht gleichzeitig, dass Outings von Neu-Rechten als Form des Angriffs erlebt werden. Es wird zwar versucht, die Outings als ›Werbung‹ zu sehen, gleichzeitig werden aber nur Personen genutzt, die bereits Opfer geworden sind. Es wird also antizipiert, dass Dritte einer solchen Selbstbeschreibung nicht wirklich Glauben schenken würden – und es wird auch nicht die Angst vor solchen Outings verringert. Die Umdeutung als ›Werbung‹ ist nicht nur ironische Distanzierung, sondern ein Versuch, der ursprünglichen Zuschreibung die Deutungshoheit zu entziehen. Dass dies notwendig erscheint, verweist auf die anhaltende affektive Wirkung der Outings – und damit auf die grundlegende Bedrohung, die durch das Gesehenwerden und Sichtbarwerden entsteht.

Zentral bei der Negierung von Outings ist die Negierung der Botschaft, ›Neonazi‹ zu sein. Die neue Rechte sieht sich in Abgrenzung zu einer alten Rechten. Dabei scheint weniger das Gesehenwerden das Problem zu sein als vielmehr die Assoziation mit einer politischen Gesinnung, die sie als eigentlich altrechts entlarven würde. Für die Neu-Rechten ist es ein Problem, potenziell als Nazis identifiziert zu werden.

Abgrenzung von Neonazis

Belege dafür, dass es bei der Erfahrung des Beobachtetwerdens vor allem um die Assoziation mit ›Nazis‹ geht, finden sich auch bei Demonstrationen. In dem folgenden, recht ausführlichen Beispiel wird deutlich, wie auf Demonstrationen die Blicke Dritter das Erleben beeinflussen und dabei insbesondere die Sorge, als ›Nazi‹ eingestuft zu werden, relevant ist.

Kleine lokale Demonstration

Schließlich laufen Justus, Karl und ich auf eine Menschenansammlung zu. Sie besteht aus Polizistinnen, Presseleuten mit Kameras und Notizblöcken, Anzugträgern – und einer kleinen Gruppe am Rande, etwa acht Personen: rasierte Köpfe, Springerstiefel mit weißen Schnürsenkeln, Army-Hosen, zwischen 15 und 25 Jahre alt. Außerdem zwei ältere Personen um die 40, eine mit Templerkreuzfahne auf dem Rücken, die andere mit Regenschirm; kurz darauf, als sich ein Journalist nähert, lässt er den Schirm in Richtung des Journalisten aufspringen und die Aufschrift »Merkel muss weg« wird lesbar.

Ich bin angespannt, das Atmen fällt mir schwer. Mir ist heiß und kalt zugleich, ich fühle mich ausgeliefert. In dieser kleinen Gruppe fällt jeder auf. Die neugierigen, zum Teil feindseligen Blicke der Passanten treffen mich. Am falschen Ort, in der falschen Gesellschaft. Es gibt keine größere Menschenmenge, in der man untergehen könnte, es gibt keine Ränder, an denen man sich zunächst festhalten könnte, und vor allem stehen am Rand die ›Bilderbuch-Neonazis‹. Ich will zu den Journalist:innen gehen und mich als Forscherin vorstellen, das Ganze von außen betrachten. Gleichzeitig weiß ich, dass ich, wenn ich hier bleibe, eine Chance auf einen weiteren Feldzugang habe.

Wir gehen auf den Mann im Anzug zu, blonde, gegelte Haare, blaue Krawatte. Justus, Karl und er scheinen sich zu kennen, sie begrüßen sich. Justus meint, dass die Demo erst in einer halben Stunde beginnt und wir uns noch einmal die Beine vertreten wollen. Mit einem »bis gleich« verabschieden wir uns.

Ich bin erleichtert, als ich höre, dass wir erst einmal verschwinden, aber auch ein wenig irritiert. Als wir weitergehen, beginnt sich einer der beiden aufzuregen. Das sei ja unmöglich, er habe mit einer Bewegung der Mitte gerechnet und dann sowas. Der andere stimmt ihm zu, es sei wirklich zum Kotzen. Ich weiß nicht genau, worüber sie sich aufregen. Ich rate und frage vorsichtig, warum nur so wenige Leute da seien, Heinz habe das Ganze größer beschrieben. Die beiden stimmen mir zu, das wüssten sie auch nicht, eigentlich sollten die Mitglieder von vier Gruppen kommen und jetzt das. Als wir um die Ecke und aus dem Blickfeld der Versammlung sind, bleiben wir an einer Bank stehen. Ich entspanne mich ein wenig und genieße es, mal wieder für einen kurzen Moment nicht auf dieser Demo zu sein.

Aber die beiden sind sichtlich mitgenommen. Sie seufzen und wiederholen immer wieder, wie »richtig Kacke« sie das finden, wie »sie das »übelst ankotzt«, und dass das ein »richtiges Debakel« wird. Da wolle man »in der Mitte der Gesellschaft sein« und bemühe sich und bringe wichtige Themen von normalen Menschen auf den Tisch und dann »so ein Haufen«. Karl beschwichtigt, vielleicht sei das nur die örtliche Säuerfergruppe gewesen und die hätten mit der Demo nichts zu tun gehabt. So richtig überzeugt scheint er aber auch nicht zu sein. Beide beginnen, auf ihren Handys zu tippen, und schreiben Bekannten, die dort sein sollten. Justus sagt, »nichts gegen Gesicht zeigen und dann auch Outing-Fotos, aber bitte nicht mit solchen Leuten!«

Langsam begreife ich das Problem und bin ehrlich gesagt überrascht. Ja, die Versammlung war mir auch unangenehm, aber die beiden gehören zu der Gruppe, die diese Demo organisiert hat. Sie sind wirklich enttäuscht von der Klientel, die die Demo anzieht. Das habe ich nicht erwartet. Sie überlegen, dass es schon »ziemlich asi« ist, dass sie den Anzugträger allein gelassen haben. Für den ist das sicher auch blöd. Karl stellt die Frage in den Raum, was wir jetzt machen wollen. Ob wir zurückfahren und uns vielleicht einfach »verpissen«. Justus beschwichtigt, er wolle erst einmal versuchen, Michael und die anderen zu erreichen. Tatsächlich gelingt es ihm endlich. Ich höre die Erleichterung in seiner Stimme, als er fragt, wann sie kommen und ob sie schon am Treffpunkt sind. Er erklärt, dass wir uns gleich dort treffen würden, aber er wolle sich nur kurz vergewissern, dass wir nicht allein seien. Hier würden so »merkwürdige Gestalten herumlaufen«, also »schon welche von uns«, aber dass die »ein bisschen komisch aussehen, so Skinheads«, das hätte ja sehr Asi ausgesehen. Aber wenn jetzt ein paar »Normale« kommen, sei das in Ordnung. Nachdem er aufgelegt hat, fluchen die beiden noch ein wenig und wiederholen, wie blöd die Situation sei, aber sie wirken viel entspannter und die Aussicht, nicht allein auf der Demo zu sein, scheint sie zu stärken. Wir bleiben noch ein paar Minuten bei der Bank, um sicherzugehen, dass ihre Freunde auch wirklich schon da sind, und gehen dann zurück.

Um fünf vor gehen wir schließlich los und sind drei Minuten später am Treffpunkt. Dort haben sich inzwischen mehr Leute versammelt. Wir ignorieren die Skinheads und die Bekannten meiner beiden Begleiter werden begrüßt. Ich schüttele ihnen die Hand, stelle mich noch einmal mit Vornamen vor. Es ist eine Gruppe von insgesamt etwa 10 Personen unterschiedlicher Statur. Im Gegensatz zum Anzugträger sind alle in T-Shirt und Jeans gekommen, äußerlich unauffällig. Zwei sind stark tätowiert, einer trägt Knopfohringe, ist etwas korpulenter mit Glatze und Bart; er hätte auch auf einer linken Demo sein können, ohne aufzufallen. Auf seiner Jacke ist eine Deutschlandfahne aufgesteckt, um den Hals trägt er einen Thors-Hammer-Anhänger. Einer trägt eine Arbeitermütze und eine Kamera um den Hals, ansonsten ist er dunkel gekleidet. Seine

Freunde begrüßen ihn mit dem Kommentar, sie hätten ihn kaum erkannt, er sehe aus wie ein Antifa-Fotograf; er entgegnet, die Polizei habe ihn auch erst nicht reingelassen, und lacht. Dann sagt er, er wolle ein paar Erinnerungsfotos machen. Er stellt sich als Michael heraus. Michael scheint in diesem Kontext wichtig zu sein, andere kommen extra zu ihm, um ihn zu begrüßen, während er selbst ruhig und unauffällig wirkt.

Die meisten Anwesenden tragen Sonnenbrillen, was sowohl auf das schöne Wetter als auch auf eine gewisse Vermummung zurückzuführen ist. Weitere Maßnahmen werden jedoch nicht ergriffen. Inzwischen sind auch mehr Leute da, mehr Polizei, mehr Schaulustige am Rand und immer mehr Leute, die unsere Anwesenheit nicht gutheißen, uns als Nazis beschimpfen und eigene Plakate und Tücher mit ähnlichen Aufschriften dabeihaben. Die Leute auf dem Platz werden von allen Seiten fotografiert: von Passanten, von Leuten, die aus den Fenstern schauen, von Journalisten – und von Mitdemonstranten, die wohl wie Michael Erinnerungsfotos machen wollen.

Der mit dem Thors-Hammer-Anhänger schimpft, dass ihn »diese Typen« aufregen. Der Kameramann fragt, »die auf unserer oder auf der anderen Seite?« Die Antwort ist fast ein Knurren, »auf beiden im Moment«. Er habe erwartet, dass ein paar hundert Leute kommen würden, das sei doch ein so wichtiges Thema! Jeder müsse doch ein Interesse an einer gewaltfreien Stadt haben, warum würden die hier in [C-Stadt] das nicht verstehen. »Und jetzt stehen wir hier wie die Idioten.« Justus stimmt zu, »Mich stören vor allem die Glatzen.« – »He!« sagt der Glatzkopf, streicht sich über den rasierten Kopf und fragt gespielt traurig, »Soll ich gehen?« Alle lachen und Justus korrigiert sich, dass er natürlich die Skinheads gemeint habe, »aber die Antifanten sind natürlich auch große Scheiße.« Der Kameramann stößt den Glatzköpfigen mit dem Ellbogen an, er könne ja nachher ein bisschen »Zecken klatschen« gehen, »um ein bisschen Frust abzubauen«. Alle lachen und der Angesprochene meint, »ach, die da hinten würde ich locker alleine packen, sind ja alles noch Kinder, aber das ist ja auch langweilig.« Langsam beginnt man, uns zu ordnen und zu sortieren, und die Leute mit Schildern und Transparenten nach vorne zu dirigieren. Es wird eingeworfen, dass noch Leute fehlen und wir jetzt noch nicht anfangen sollen. Der Anzugträger wird angesprochen, dass man doch noch ein paar Augenblicke warten solle, bis noch mehr kommen, vielleicht auch noch mehr Normale, mit Blick auf die Skinheads. Es wollten noch mehr kommen, aber die kämen immer zu spät.

Auf der Gegenseite werden nun auch Plakate hochgehalten, die von meiner Gruppe begutachtet und kommentiert werden. Einer liest vor »AfD-Wähler haben einen Kurzen!« Sie lachen, das seien Dichter, aber die würden wenigstens kurz und prägnant formulieren, einfach, primitiv, damit es jeder versteht. »Hose runter, Schwanzvergleich« wird unter allgemeinem Gelächter vorgeschlagen. Die Gegendemonstranten beschimpfen

uns als Nazis und Hurensöhne, wir sollten Deutschland verlassen. Auf unserer Seite wird darüber gelacht, »der kann ja fast richtig reden!«. Die Teilnehmer werden aufgefordert, sich zu versammeln, und meine Gruppe geht ein Stück vor.

So dicht gedrängt mit den Demonstranten und weit weg von Polizei, Gegendemonstranten und Passanten fühle ich mich wie auf einem Präsentierteller. Ich bin jetzt offensichtlich Teil der Demonstration und nicht mehr »nur« unbeteiligte Zuschauerin. Ich beobachte, dass auch andere sich immer wieder umschauen, ihre Blicke schweifen lassen, zu den Gegendemonstranten, den Passanten und den vielen Menschen, die aus ihren Fenstern zu uns herunterschauen. Es ist klar, dass wir nicht die Sympathieträger sind, und das ist ein merkwürdiges Gefühl. Gleichzeitig merke ich, dass ich mich trotz meiner persönlichen politischen Differenzen in der Gruppe etwas wohler fühle. Ich werde zwar immer noch fotografiert und zusammen mit den anderen beschimpft, aber der scherzhafte Umgang der Gruppe nimmt dem den »Stachel«. (Beobachtungsprotokoll Demo 2017)

Neu-rechte Protestveranstaltungen stehen unter ständiger Beobachtung: durch Gegendemonstrant:innen, durch Medien, durch Polizei, durch Passant:innen. Diese Beobachtung ist nicht neutral. Sie ist getragen von Zuschreibungen, die sich über Blicke, Gesten und die Präsenz anderer verdichten. Im hier analysierten Fall einer lokalen Demonstration zeigt sich, wie das Erleben dieser Beobachtung in eine kollektive affektive Struktur übersetzt wird. Das Gefühl, von Passantinnen, Medien, Gegendemonstrantinnen und Anwohner:innen gesehen zu werden, verdichtet sich zu einer kollektiven Enge, die leiblich spürbar ist. Diejenigen, die teilnehmen – auch jene, die sich von den äußerlich deutlich identifizierbaren Neonazis distanzieren wollen –, erleben sich als unfrei in ihrer Selbstverortung. Das Hier/Jetzt der Gegenwart wird durch die Blicke Dritter festgelegt: Wer hier steht, steht hier als Rechter – und wer daneben steht, wird mitgesehen. Die eigene politische Absicht verliert in dieser Situation an Relevanz. Entscheidend ist nicht, was man denkt, sondern wie man gesehen wird.

Mit dem Betreten des Demonstrationsortes taucht man in eine kollektiv angespannte Atmosphäre ein, der man sich kaum entziehen kann: Entweder man nimmt an der rechten Demonstration teil oder man beobachtet sie aus einer kritischen Außenposition. Die Blicke der Beobachter:innen sind nicht neutral, sondern verurteilend. Sie engen ein, drängen das Hier und Jetzt der Gegenwart auf. Die Einzelnen erleben sich individuiert als Teil eines Kollektivs: Ich bin es, der jetzt hier ist und aus der Perspektive Dritter als hier/jetzt gesehen wird und in diesem Hier/Jetzt Teil der Gruppe ist, bei der ich stehe. Ich werde nicht als Individuum, sondern primär als Gruppenmitglied gesehen. Wer ich sonst noch bin außerhalb dieser Situation, wird gleichsam irrelevant.

Diese Enge der Situation wird besonders in den Fluchtimpulsen deutlich: Ich als Forscherin hatte einen starken Impuls, mich der aktuellen Individuation zu entziehen und stattdessen eine Außenposition einzunehmen. Aber auch die beiden Neu-Rechten, die mich anfangs begleiteten, hatten den Impuls, sich der Situation zu entziehen, indem sie sich räumlich entfernten und überlegten, die Veranstaltung ganz zu verlassen. Die Gemeinsamkeit des Impulses, der Gegenwart zu entfliehen, ist gerade wegen unserer unterschiedlichen Hintergründe auffallend. Wir alle drei erleben die Engung durch die Blicke der anderen. Die Vermittlung dieser leiblichen Erfahrung ist trotz unserer unterschiedlichen Hintergründe ähnlich: Wir wollen nicht als die gesehen werden, als die wir in dieser Demonstration individuiert werden. Aus der Perspektive Dritter werden wir Teil desselben ›Wir‹ sein, wie Menschen, die aufgrund ihres Erscheinungsbildes aus dem neonazistischen Spektrum zu kommen scheinen. In diese Rolle gedrängt zu werden, wird hier unmittelbar als Engung erfahren. Diese Engung ist jedoch keine rein persönliche Angelegenheit, auch wenn sie in Bezug auf die eigene Person erlebt wird. Die Engung wird kollektiv erfahren und entsteht situativ und lokal – atmosphärisch. Bei Karl und Justus ist sie mit der Sorge um die Außenwahrnehmung der gesamten Gruppe verwoben. Die Verpflichtung gegenüber der Gruppe ist selbst eine Form von Engung, die die Möglichkeit des Ausbruchs verstellt. Wenn auch sie gehen, sind noch weniger ›Normale‹ anwesend und damit wird die Gesamt-Demo noch mehr als alt-rechte Veranstaltung gesehen.

Auf Demonstrationen werden die Blicke der Anderen zum Angriff auf die eigene Identität und Legitimität. Die Erfahrung des Beobachtet-werdens und das Wissen, in eine bestimmte Schublade gesteckt zu werden, ist unangenehm. Es wird als Enge im Hier und Jetzt erlebt. Die Blicke vermitteln das Gefühl, von der Öffentlichkeit in einer bestimmten Weise verurteilt und eben als ›Nazi‹ gesehen zu werden. Diese Position ist durchaus eine andere als jene, die durch die Anschuldigungen und Beleidigungen der Gegendemonstrant:innen vermittelt wird. Diese sind Teil des antagonistischen Verhältnisses und können als illegitimer Angriff im Rahmen dieses antagonistischen Verhältnisses eingeordnet werden. Für die Neu-Rechten ist es kein Problem, eine ironische Distanz zu den Beleidigungen einzunehmen und darüber zu scherzen. Anders verhält es sich mit der Präsenz von Skinheads. Diese können aus der Sicht Dritter, die nicht bereits in einem antagonistischen Verhältnis stehen, tatsächlich Anlass zur Verurteilung der neuen rechten Bewegung sein. Die Bewertung, die sich aus der Anwesenheit dieser Personen ergibt, betrifft sie unmittelbar.

Auch das Erleben, als Teil einer Demonstrationsveranstaltung gesehen zu werden, kann als unmittelbare Berührung erlebt werden. Ähnlich wie bei Gewalterfahrungen kommt es zu einer unmittelbaren Deutung

der Situation in einer Weise, dass das antagonistische Verhältnis zu Anderen sich aufdrängt. Wieder geht es um ein Erleben, in dem sich unmittelbar Hier/Jetzt erlebt wird und sich dieses Hier/Jetzt für die Einzelnen aufdrängt. Dieses Erleben wird kollektiv in einer Weise verarbeitet, dass die eigene Gruppe als Wir in eine bestimmte moralische Position in Abgrenzung von den anderen Gruppen gerät: Sie vergewissern sich hier, dass sie ein Wir sind, das zwar von außen möglicherweise als Teil einer Gruppe von Neonazis gesehen werden, aber in Wirklichkeit sich von diesen unterscheiden.

Die Neu-Rechten erleben sich als Opfer in antagonistischen Beziehungen. Als Opfer physischer Gewalt bei Angriffen, die jederzeit stattfinden können, als Opfer von Bespitzelung durch unsichtbare und unbekannte Andere und als Opfer der öffentlichen Meinung. Das Erleben, Opfer zu sein, findet unmittelbar im Hier/Jetzt statt und steht zugleich vor dem Hintergrund von Wertungen und Deutungen. Gleichzeitig bestätigt und verstärkt es die Wertungen und Deutungen wiederum. Die Opferposition wird vor dem Hintergrund des antagonistischen Verhältnisses zur Antifa eingenommen. Das Selbstverständnis, Opfer zu sein, ist dabei in der Erfahrung, Opfer von Angriffen und Bespitzelung zu sein, selbstermächtigend: Die neue rechte Bewegung nimmt diese Opferposition ein und kann sich vor diesem Hintergrund als Opfer illegitimer Gewalt mit einer legitimen Sprecherposition verstehen. Die Opferposition wird damit einerseits Teil der eigenen kollektiven Identität, andererseits Legitimation der eigenen Position.

Ein Wechsel der Verfahrensordnungen der Gewalt von der in der Moderne dominanten Ordnung der Gewaltlosigkeit zur Ordnung der Wechselseitigkeit ist in der Konstruktion des Kollektivs in der Opferposition zwar angelegt, wird aber letztlich nicht tatsächlich vollzogen. In der spezifischen Beziehung zur Polizei wird die Doppelung einer Bindung an die Ordnung des Ausgleichs und an die moderne Verfahrensordnung der Gewalt besonders deutlich. Die Polizei nimmt hier eine für soziale Bewegungen ungewöhnliche Position des Dritten ein. Im Folgenden soll das spezifische Verhältnis zur Polizei vor dem Hintergrund der Legitimation der eigenen Opferposition herausgearbeitet werden.

9.2 Schutz durch die Polizei

Die Polizei ist für viele soziale Bewegungen ein Gegner, mit dem sie im Rahmen von Protestveranstaltungen wohl oder übel in Berührung kommen, insbesondere bei Protestveranstaltungen. Politische Versammlungen sind durch das Grundgesetz (Art. 8 GG) geschützt und dieser Schutz wird durch die Polizei gewährleistet. Dabei schützt sie einerseits das

Grundrecht, sich zu versammeln, andererseits schützt sie aber auch die öffentliche Ordnung und Sicherheit im Vorfeld der Demonstration bzw. versucht präventiv, das Geschehen so zu steuern, dass die öffentliche Ordnung nicht gefährdet wird (vgl. Kretschmann 2016, 509). Bereits aus diesen beiden sehr unterschiedlichen Aufgaben ergeben sich grundsätzliche Probleme und Konfliktpotenziale.

So wird die Polizei von einigen sozialen Bewegungen, insbesondere der politischen Linken, als Feindbild gesehen (vgl. Thieme 2019). Sie erscheint als sichtbarer Repräsentant der öffentlichen Ordnung, die von den Demonstrierenden kritisiert wird. Gerade bei Demonstrationen und anderen Protestveranstaltungen kommt es immer wieder zu Zusammenstößen zwischen Polizei und sozialen Bewegungen. Die Polizei wird dabei zum anwesenden Adressaten von Kritik, die an den Staat gerichtet wird. Die Polizei erscheint als Vertreterin des Staates.

Polizeiliche Repression soll eine abschreckende Wirkung auf soziale Bewegungen haben. Einerseits soll durch den Einsatz von Schlagstöcken oder Wasserwerfern mit physischer Gewalt Ordnung auf der Straße hergestellt werden. Zum anderen wird eine Drohkulisse aufgebaut, bei der der Staatsapparat selbst im Hintergrund steht. Aktivist:innen können durch die Aufnahme von Personalien in der Gegenwart damit rechnen, in der Zukunft vor Gericht zur Verantwortung gezogen zu werden, und müssen weitreichende Konsequenzen befürchten, die über die aktuelle Situation hinausgehen. Polizeiliche Repression soll die Mobilisierung sozialer Bewegungen nachhaltig beeinträchtigen – und manchmal gelingt dies wohl auch (vgl. Davenport 2014; Cable 2018).

Gleichzeitig hat polizeiliche Repression oft auch einen gegenteiligen Effekt. Statt vom Konflikt abzuschrecken, kann Repression zur Eskalation der Situation beitragen (vgl. Davenport 2007). Polizei und soziale Bewegung geraten dann in ein antagonistisches Verhältnis wechselseitiger und sich gegenseitig delegitimierender Gewalt (vgl. J. Barth, Fröhlich und Lindemann 2022). Dieses antagonistische Verhältnis wird stabilisiert, wenn es zu Solidarisierungen mit Bezug auf polizeiliche Repression kommt (vgl. Tarrow 2011; Pettenkofer 2010, 237). Der Polizeieinsatz führt dann nicht nur nicht zu einer Deeskalation, sondern zu einer breiteren Solidarisierung gegen den Polizeieinsatz und den dahinterstehenden Staat.

Auch in der neuen rechten Bewegung wird grundsätzliche Kritik am Staat in seiner jetzigen Form geübt. Insofern ist es plausibel anzunehmen, dass hier die gleichen Konfliktverhältnisse relevant werden, die auch in anderen sozialen Bewegungen immer wieder ausgetragen werden. Auch die neue rechte Bewegung gerät in Konflikt mit der staatlichen Ordnung. Auch sie wird »poliziert« (vgl. Della Porta 1996). Schlagzeilen machte die Identitäre Bewegung mit dem Angriff auf Zivilpolizisten im November 2017 (Schumann 2019); bei einer Großdemonstration im Juni 2017

kam es zu Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Identitären, in deren Verlauf die Identitären eine Polizeikette durchbrachen und die Polizist:innen mit Schlagstockeinsatz und Pfefferspray reagierten. Auch bei anderen neu-rechten Demonstrationen und am Rande dieser Demonstrationen kommt es zu konfrontativen Kontakten mit der Polizei. Konfrontationen werden zudem im Rahmen von Schulungen vorbereitet, in denen z. B. effektive Griffe und der Umgang mit Pfefferspray trainiert werden. Auch die für Pegida typischen Demonstrationen finden in Anwesenheit der Polizei statt und es kommt bzw. kam am Rande dieser Demonstrationen regelmäßig zu Auseinandersetzungen mit der Polizei. Auch bei neuen rechten Bewegungen werden Gefährderansprachen von der Polizei durchgeführt, und inzwischen stehen große Teile der neuen rechten Bewegungen unter Beobachtung des Verfassungsschutzes.

Trotz dieser Parallelen zu anderen Bewegungen unterscheidet sich das neu-rechte Verhältnis zur Polizei. Die Polizei wird als Hüterin der öffentlichen Ordnung gesehen und man glaubt, die Polizei insgeheim auf der eigenen Seite zu haben.

Im Folgenden gehe ich zunächst auf das im Vergleich zu anderen sozialen Bewegungen ausgesprochen positive Verhältnis zur Polizei in der neuen rechten Bewegung ein und stelle dann Überlegungen an, wie es zu diesem Verhältnis kommt. Die Grundlage dafür liegt meines Erachtens nicht nur in den Strukturen der Polizei, sondern vielmehr in den Protestsituationen selbst: So ist die Polizei situativ immer wieder de facto in der Position, die Neu-Rechten vor Gegenprotestierenden zu schützen. Dies verstärkt insgesamt eine Deutung der Polizei als Schutzmacht, die darin zu einem besonderen legitimierenden Dritten der eigenen Schutzbedürftigkeit wird.

9.2.1 Polizei als legitimierende Dritte

Stammtisch

Ilse meint, dass man auch sieht, dass nicht die Rechten die Gewalttätigen sind. »Bei jeder Demo steht die Polizei mit dem Rücken zu den Rechten und schützt uns vor den Antifa-Horden. Die vertrauen uns, die wissen, dass wir nichts machen, dass bei uns keiner Krawall machen will.« Sie sagt das mit einem gewissen Stolz in der Stimme, dass politisch Rechte sich so vertrauenswürdig zeigen. Die anderen nicken und scheinen den Stolz zu teilen. Heinz meint, »ja, und wenn es Gewalt gibt, dann wette ich, dass es nur daran liegt, dass sich Linke in rechte Klamotten gesteckt haben und Taten begangen haben, um uns zu verunglimpfen.« (Beobachtungsprotokoll März 2017)

Die Polizei ist einer der wichtigsten Konfliktpartner sozialer Bewegungen im Rahmen öffentlicher Auseinandersetzungen. Die Polizei repräsentiert den Staat, an den sich die Kritik richtet. Und die Polizei übt Gewalt aus, die den Protest sozialer Bewegungen einschränken kann. Diese Gewalt selbst wird in sozialen Bewegungen häufig als autoritär und willkürlich, als (illegitime) ›Polizeigewalt‹ kritisiert (vgl. Thieme 2019). Während Gewalt als Protestmittel in vielen sozialen Bewegungen umstritten ist, gibt es häufig einen offenen Diskurs darüber, inwiefern Gewalt gegen die Polizei tatsächlich Gewalt ist, insofern die Polizei in erster Linie Repräsentantin des Staates ist (vgl. Leach und Haunss 2010). Als sichtbarer und gewalttätiger Arm des Staates ist das Auftreten der Polizei in sozialen Bewegungen häufig emotional hoch aufgeladen. Im antagonistischen Verhältnis interpretieren Protestierende polizeiliche Interventionen oft als illegitime Gewalt (vgl. Kretschmann 2016, 509).

Eine Ausnahme bildet hier die neue rechte Bewegung. Das für die neue rechte Bewegung wichtigste antagonistische Konfliktverhältnis besteht mit ›der Antifa‹. Bei Protestereignissen ist ›die Antifa‹ der dominante Interaktionspartner und löst in dieser Rolle gewissermaßen die Polizei ab. Ähnlich wie die Repression der Polizei haben dabei auch die Proteste der politischen Gegner:innen nicht den Effekt einer Gegenmobilisierung, sondern können vielmehr in Mobilisierungsspiralen führen (vgl. Hellmeier 2022, 338; Vüllers und Hellmeier 2022). Die ›Antifa‹ und ihr mögliches Eingreifen sind jedoch omnipräsent, mehr noch als vielleicht die Polizei: Nicht nur bei Protestveranstaltungen kommt es zu Kontakten mit der ›Antifa‹, sondern es besteht die ständige Erfahrung, unter Beobachtung zu stehen. Stammtische werden von der ›Antifa‹ aufgedeckt, Flugblattverteilungen werden gestört etc. Wie auch in dem hier zitierten Protokollauszug deutlich wird, wird der ›Antifa‹ die Anwendung illegitimer Gewalt zugeschrieben. Dieser illegitimen Gewalt wird die Gewaltlosigkeit der neuen rechten Bewegung gegenübergestellt. Die eigene Gewaltlosigkeit ist in der neuen rechten Bewegung immer wieder thematisch relevant. Mit Verweis auf diese Gewaltlosigkeit wird die Gewalt der Anderen – insbesondere der Antifa – betont und delegitimiert: In der Selbsterfahrung werden die Neu-Rechten unverschuldet, und obwohl sie eigentlich ›harmlos‹ sind, Opfer von Gewalt. In dem hier zitierten Ausschnitt gehen die Stammtischbesucher so weit, rechte Gewalt als eigentlich linke Gewalt darzustellen. Damit wird das antagonistische Verhältnis zur ›Antifa‹ noch einmal akzentuiert.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Position der Polizei. ›Die Antifa‹ nimmt die traditionelle Position der Polizei als Hauptkonfliktpartner der sozialen Bewegung ein. Die Polizei wiederum wird für sich selbst vereinnahmt. In der neuen rechten Bewegung wird die Polizei immer wieder, wie auch in dem hier zitierten Beobachtungsprotokollauschnitt, als legitimierender Dritter für die eigene Positionierung

herangezogen. Das Handeln der Polizei wird als Legitimation der eigenen Opferposition gegenüber der illegitimen Gewalt ›der Antifa‹ interpretiert. Sie ›vertrauen‹ den Neu-Rechten, so die Interpretation von Ilse, und bestätigen damit, dass die Neu-Rechten legitimen Protest ausüben. Diese Legitimation steht vor dem Hintergrund der erlebten impliziten Gewaltzuschreibung der Neu-Rechten. Diese wird im Protokoll von Heinz implizit mit aufgerufen, wenn er potentiell auftretende Gewalt als Verunglimpfung durch Linke interpretiert. Die Neu-Rechten sehen sich mit dem Vorwurf konfrontiert, selbst illegitime Gewalt auszuüben, und stellen mit Verweis auf die Polizei als legitimierenden Dritten dar, keine Gewalt auszuüben.

Die Polizei ist dabei ein besonderer legitimierender Dritter. Die Besonderheit der Polizei besteht darin, dass sie in der modernen Verfahrensordnung der Gewalt die Aufgabe hat, illegitime Gewalt zu beenden. Die Inanspruchnahme der Polizei ist de facto eine Form, sich auf die moderne Verfahrensordnung der Gewalt einzulassen. Die Polizei repräsentiert dabei den Staat und damit eine übergeordnete Gewalt, die prinzipiell neutral sein sollte. Wenn nun die neue rechte Bewegung die Polizei als legitimierend interpretiert, kann sie für sich in Anspruch nehmen, von einer neutralen Macht geschützt zu werden und damit ihre Position nicht als extremistisch, sondern als im Einklang mit dem Staat selbst stehend zu begreifen. Die Opferposition, in der sich die Rechten sehen, wird so zu einer Wahrheitsposition, die durch die Polizei geschützt wird. Die Polizei bestätigt dann nicht nur den neu-rechten Anspruch auf Gewaltfreiheit, sondern auch die Neu-Rechten selbst.

9.2.2 *Schutzmacht Polizei*

Vor einer Demonstration

Schon von der Bahn aus sehe ich die starke Polizeipräsenz. Vier Mannschaftswagen der Polizei stehen direkt am Bahnhof, zwei weitere entdecke ich weiter weg. Einer in der Bahn kommentiert das auch, »wow guck mal, wie viel Polizei heute hier ist«, ein anderer antwortet, »das liegt am Naziaufmarsch«. Was würden die wohl denken, wenn sie wüssten, dass ich auf diese Demo gehe? (...)

Die Polizeipräsenz auf der Demo ist groß. Überall um die bis dahin lockere Gruppe herum stehen Polizisten. Zwei Polizistinnen reiten und zwei Polizeiwagen stehen zwischen Demonstranten und Gegendemonstranten. Ich schätze, dass die Gegendemonstration etwa doppelt so groß ist wie die Demonstration. Die Polizisten stellen sich mit dem Rücken zu uns in Richtung der Gegendemonstranten auf. Zwischendurch werden wir aufgefordert, unsere Ordner zu identifizieren. (...)

Einer trägt eine Arbeitermütze und eine Kamera um den Hals, ansonsten ist er dunkel gekleidet. Seine Freunde begrüßen ihn mit dem Kommentar, sie hätten ihn kaum erkannt, er sehe aus wie ein Antifa-Fotograf; er entgegnet, die Polizei habe ihn auch erst nicht reingelassen, und lacht. (...)

Der Redner teilt uns noch mit, dass die Gegendemonstranten und natürlich die Polizei uns auf dem Weg durch die Stadt begleiten werden. Dann bittet er um Applaus für die Polizei. Dem kommen die Demonstranten nach. Begleitet wird dieser Applaus von Piffen der Gegenseite und einem Sprechchor »Danke Polizei« von unserer Seite. Dann ruft der Redner noch zur Gewaltlosigkeit auf. (...)

Der Redner bedankt sich bei der Polizei zum einen für den Einsatz am letzten Wochenende, zum anderen für die Begleitung und dafür, dass sie heute für die Sicherheit sorgt. Die Polizei reagiert in keiner Weise, die Worte lösen bei den Demonstranten wieder Jubel und Sprechchöre aus »Danke Polizei«. (...)

Als sich die Versammlung auflöst, bleibe ich bei der Gruppe. Meinen Zug habe ich mit viel Puffer gebucht, so dass ich noch etwas Zeit habe, mir anzuschauen, wie sich alles verteilt.

Michael fragt mich, ob ich nicht mit dem Auto nach B-Stadt fahren will, bevor ich jetzt zwei Stunden hier am Bahnhof rumhänge. Er wirft einen vielsagenden Blick auf eine kleine Gruppe schwarz gekleideter Jugendlicher weiter hinten. Ich willige sofort ein und freue mich über die Gelegenheit, mich weiter unterhalten zu können. Wir entfernen uns ein Stück vom Versammlungsort und bleiben gegenüber dem Bahnhof stehen. Es wird überlegt, ob es sinnvoll ist, jetzt zum Auto zu gehen, da sonst »die« sehen, welches Auto unseres ist. Andererseits meint Justus, wenn, dann jetzt, wo die Polizei noch da ist und wir unter ihrem Schutz stehen. Hubert beschließt, das Auto zu holen, während wir warten. Als wir so herumstehen, hält ein Polizeiauto neben uns. Reflexartig trete ich einen Schritt zurück, ist etwas passiert? Werden wir doch mit auf die Wache genommen? Die anderen scheinen ganz entspannt zu bleiben, und das zu Recht: Ein Polizist kurbelt das Fenster runter und fragt, wie lange wir noch bleiben wollen, sie könnten gerne warten, bis wir weg sind, aber wir sollten vorsichtig sein, die Stimmung in der Stadt sei nicht so gut und er mache sich nur Sorgen. Michael bedankt sich überschwänglich und meint, dass gerade jemand das Auto holt, dann sind wir hier weg, ob die Polizisten so lange warten können? Der Polizist nickt, ja klar. Das Polizeiauto hält ein paar Meter von uns entfernt. (Beobachtungsprotokolle Demo 2017)

Wichtig für die Wahrnehmung der Polizei in ihrer Schutzfunktion ist die Interaktion zwischen Neu-Rechten, Gegendemonstranten und Polizei im Rahmen von Protestereignissen. Bei Protestereignissen kommt es eigentlich immer sowohl zur Teilnahme von Gegenprotestierenden als auch zur Anwesenheit von Polizei. Gerade rechte Demonstrationen zeichnen

sich dabei in der Regel durch eine hohe Polizeipräsenz aus – so sehr, dass die Polizeipräsenz selbst bereits auf das Stattfinden einer rechten Demonstration verweist. Rechte Demonstrationen werden so zu Ereignissen, bei denen Polizeipräsenz notwendig ist. Während in der Öffentlichkeit den Rechten selbst die Notwendigkeit des Polizeieinsatzes zugeschrieben wird (»Naziaufmarsch«), sehen die Rechten wiederum in der Regel in der Anwesenheit von Gegendemonstranten den Grund für den Polizeieinsatz. Diese werden als potentiell gewalttätig interpretiert. Diese Wahrnehmung beeinflusst die gesamte Dynamik der Demonstration und die Art und Weise, wie die beteiligten Gruppen miteinander umgehen. Die Polizei wird so zum zentralen Akteur im Demonstrationsgeschehen.

Die Polizei nimmt bei Demonstrationen eine besondere hierarchische Position ein. Sie regelt den gesamten Demonstrationsablauf, von der Demonstrationsroute über Anweisungen zur Ausweisung von Ordner:innen bis hin zur Unterscheidung zwischen Demonstrationsteilnehmer:innen und potenziellen Störer:innen. Während einer Demonstration hat sie die Aufgabe, den öffentlichen Frieden zu wahren. Zur Einschätzung der Lage kann sie Rucksäcke und Personen durchsuchen. Diese Eingriffe verdeutlichen die Machtposition der Polizei und ihre Rolle als Hüterin der Ordnung. Die Demonstrierenden sind sich dieser hierarchischen Struktur bewusst und verhalten sich entsprechend.

Räumlich steht sie bei Demonstrationen in der Regel zwischen Demonstrierenden und Gegendemonstranten. Auch hier sorgt sie für die Unterscheidung der Lager und insbesondere dafür, dass diese nicht aufeinander prallen. Implizit wird damit dargestellt, dass eine Vermischung der Lager potentiell zu Gewalt führen würde und dass die Polizei anwesend sein muss, um diesen Schutz zu gewährleisten. Die Polizei erscheint den Demonstrierenden hier als lebendiges Schutzschild gegen mögliche physische Angriffe von außen. Die Positionierung der Polizei – mit dem Rücken zu den Demonstrierenden und den Gegendemonstranten zugewandt – symbolisiert dabei, dass die Aggression von außen kommt und die Demonstrierenden vor dieser Aggression geschützt werden müssen. Diese Anordnung schafft eine klare räumliche Trennung, die sowohl die Bedrohung durch die anderen als auch den Schutz durch die Polizei verstärkt.

Die Demonstrierenden wiederum bedanken sich demonstrativ bei der Polizei für ihren Einsatz. Durch den Dank und den Applaus wird das Verhalten der Polizei als Verhalten im Sinne der neuen rechten Bewegung interpretiert. Die Polizei wird so in das eigene Ordnungsverständnis integriert. Sie wird Teil des Wertesystems des Feldes und damit Teil der feldinternen Ordnung. Dieser positive Bezug auf die Polizei wird nach außen dargestellt. Damit wird kommuniziert, dass man hinter der staatlichen Ordnung steht, die durch die Staatsgewalt repräsentiert wird. Die Polizei wird hier als legitimer Vertreter der Staatsgewalt konstruiert.

Diese Legitimität stützt die Demonstration selbst. Die Polizei wird hier zu einem besonderen Dritten – nämlich dem den Staat repräsentierenden Dritten – und gleichzeitig schützt die Polizei de facto die Demonstrierenden und setzt damit die Staatsgewalt im Sinne der neuen rechten Bewegung ein. Die Neu-Rechten können sich hier als Opfer sehen, die durch die legitime Gewalt der Polizei vor der illegitimen Gewalt anderer geschützt werden müssen. Die demonstrative Anerkennung der Polizei durch die neue rechte Bewegung dient zugleich als politisches Statement und als Mittel der Selbstlegitimation.

Diese situative Dynamik, in der die Neu-Rechten tatsächlich von der Polizei geschützt werden, in der die Polizei Gegendemonstrierende zurückhält und den Neu-Rechten Hilfe anbietet, ist für das Verhältnis zur Polizei von großer Bedeutung. Gerade wenn man die Situation am Ende der oben skizzierten Demonstration analysiert, als die Polizei den Neu-Rechten Schutz anbietet, wird deutlich, dass die Polizei hier in einer Situation leiblicher Enge und Anspannung Entlastung ermöglicht. Auch wenn die Polizei ihrer Aufgabe nachkommt, die Bewegung zu polizieren und Repräsentantin eines kritisierten Staates zu sein, ermöglicht sie hier de facto eine Sorglosigkeit. Sie legitimiert nicht die Anliegen der Bewegung, aber sie legitimiert de facto die strukturelle Ordnung, in der die neue rechte Bewegung Opfer ist. Die leibliche Erfahrung von Sicherheit durch die Polizei wird so zu einem integralen Bestandteil ihrer politischen Identität.

Allerdings ist die Polizei nicht immer de facto Beschützerin der neuen rechten Bewegung, sondern es kommt naturgemäß auch zu Auseinandersetzungen. Zum Beispiel bei unangemeldeten Protestaktionen oder wenn ein Demonstrationszug blockiert wird. Wenn es die situative Dynamik ist, die die Polizei zur Unterstützerin macht, wie verändert sich dann die Interpretation in Konfliktsituationen?

9.2.3 *Versteckte Sympathisanten?*

Auf einer blockierten Demo

Wir stehen hier schon eine ganze Weile. Die Sonne brennt und es ist heiß. Wir wissen nicht, was vorne passiert und wie es weitergeht. Wir wissen nur, dass vorne der Weg von Gegendemonstranten blockiert ist. Jemand scherzt, ob wir überhaupt 5 Meter weit gekommen sind. Ein anderer meint, ›ach warten wir ab, die klären das und räumen das gleich weg, dann geht's weiter. Das ist die einhellige Meinung, dass es nur wenige Protestierende sind und es kein Problem sein sollte, die zu räumen und dann mit der Demonstration weiterzumachen. Alle scheinen optimistisch zu sein. Immer wieder ertönen Sprechchöre, bei denen fleißig mitgesungen und geklatscht wird. Doch mit der Zeit scheinen die Hitze und

die Untätigkeit auf die Stimmung zu schlagen. Die Sprechchöre werden einerseits weniger, andererseits aggressiver. Den herausschauenden Anwohner:innen mit dunklerer Hautfarbe werden ›Abschieben!‹-Sprechchöre entgegengeschmettert. Jan meint zu Marc, Jochen und mir, ob wir nicht nach vorne gehen und der Polizei beim Räumen helfen sollten. Die würden das offensichtlich nicht alleine schaffen. Marc lächelt, ja, das würde Spaß machen und wäre eine gute Entschädigung für das ganze Rumstehen. Jochen nickt. Insgesamt wird immer mehr auf die Polizei geschimpft. ›Es müsste doch möglich sein, ein paar Chaoten zu räumen!‹ oder auch ›Die sind verpflichtet, uns unser Grundrecht zu ermöglichen. Wir dürfen demonstrieren!‹.

Ich selbst bin müde und merke, dass die Hitze und die allgemeine Untätigkeit auch an mir nagen. Immer wieder geht das Gerücht um, dass es gleich weitergeht – aber es passiert ...nichts.

Plötzlich ist alles anders. Menschen rennen und rufen, aber nicht in die Richtung des Demonstrationzuges, sondern in die andere. ›Demo aufgelöst!‹, ›Schnell, schnell!‹ Auch wir rennen. Jan zieht mich mit. Ich habe gar nicht gemerkt, dass ich losgelaufen bin. Das Blut rauscht in meinen Ohren und ich fühle mich orientierungslos, schwindelig. Marc und Jochen sind nicht mehr zu sehen. Sie waren schneller, ich bin relativ langsam und trotzdem aus der Puste. Jan bleibt an meiner Seite, er sagt Dinge, um mich anzufeuern, ›komm nur noch ein bisschen‹. Plötzlich halten wir an. Vor uns ein Handgemenge zwischen Polizei und Demonstranten. Ich sehe, wie Marc versucht, durch die Polizeikette zu kommen, aber mit Pfefferspray zurückgedrängt wird. Auch Jochen ist auf einmal wieder da. Marc taumelt auf uns zu, hält sich die Augen zu, lacht aber auch. Auch Jochen lacht und strahlt. Jemand bietet Marc Wasser an, das er dankbar annimmt. Jetzt frage ich Jochen, was los ist. Er lacht weiter, ›ja, die Demo wurde aufgelöst und wir haben es fast geschafft, auszubrechen‹ er deutet auf die Polizeikette, ›war schon ein bisschen blöd, jetzt stehen wir hier erstmal ewig rum, aber war auch megageil, hat richtig Bock gemacht!‹. Andere stimmen zu. Die Stimmung ist wie elektrisiert. Waren eben noch alle träge und lustlos, sind jetzt alle munter, unterhalten sich und wirken glücklich. (Beobachtungsprotokolle Demo 2017)

Die hier skizzierte Situation ist keine Seltenheit bei rechten Demonstrationen. Immer wieder werden rechte Demonstrationen durch Gegenproteste blockiert, müssen ihre Route anpassen oder kommen gar nicht erst in Bewegung. In diesem Protokoll wird deutlich, wie diese Situation zu einer leiblichen Erfahrung von Enge führt. Die Verantwortung für diese Engung wird den Gegendemonstranten zugeschrieben. Diese blockieren die Demonstration und sorgen so dafür, dass die Bewegungsrichtungen eingeschränkt werden. Eine Komplikation ergibt sich hier dadurch, dass die Demonstration so groß ist, dass die Gegendemonstrant:innen für meine Gruppe nicht als unmittelbare Interaktionspartner:innen

anwesend sind. Die Spannung wird zusätzlich durch die vage Erwartung erhöht, dass *etwas* passieren könnte, das aber nicht passiert. Es könnte jederzeit ›weiter‹ gehen, der Demonstrationszug könnte weiterziehen. Es ist unklar, was passieren wird, vor allem für die Einzelnen. Sie werden durch die ständige Erwartung, dass etwas passieren wird, in einer Spannung gehalten, die sich nicht auflöst. Die Spannung wird zunehmend kollektiv gegenüber den Anwohner:innen entladen. Dies scheint jedoch nicht zu einer Auflösung der Spannung zu führen. Bei dieser Art von Spannung in der Enge des Hier und Jetzt besteht die reale Gefahr, dass die kollektive Atmosphäre selbst verloren geht. Anstatt in Spannung zu bleiben, um ›etwas‹ zu erwarten, könnten sich die Individuen entspannen, akzeptieren, dass nichts passiert. Sie könnten anfangen, Karten zu spielen oder etwas zu lesen, ihre Kopfhörer aufzusetzen und Musik zu hören – im Zweifelsfall könnten sie gehen. Wenn so etwas passieren würde, ginge die angespannte kollektive Spannung, d. h. die kollektive Atmosphäre selbst, verloren.

In der Blockadesituation verändert sich das Verhältnis zur Polizei. Die Polizei wird nicht mehr als Beschützer wahrgenommen, sondern primär in ihrer situativen Rolle, den Demonstrationszug nicht so laufen zu lassen, wie er geplant war. Gleichzeitig wird der Polizei hier aber nicht unbedingt eine antagonistische Rolle zugeschrieben – es wird keine Komplizenschaft mit den blockierenden Gegendemonstranten unterstellt. Stattdessen wird die Inkompetenz bei der Räumung kritisiert. Es wird hier also der Polizei nicht die Intention zugeschrieben, die Gegendemonstrierenden zu unterstützen, werden hier also nicht situativ zum Teil der politischen Gegner:innen. Die Kritik ist ein Versuch, mit der Ausweglosigkeit der akuten Situation umzugehen.

Ein anderer Ausweg ist das plötzliche Rennen. Im Laufen entsteht ein neuer Rhythmus, der aus der körperlichen Enge der Untätigkeit herausführt. Durch die gemeinsame Bewegung entsteht eine kollektive leibliche Weitung. Es entsteht eine mitreißende Atmosphäre, zumal die Enge buchstäblich hinter sich gelassen wird. Der bisherige Stillstand wird durch Bewegung abgelöst und gleichzeitig direkt in die antagonistische Interaktion mit den aufhaltenden Polizisten geführt. Diese halten die Flüchtenden in körperlicher Auseinandersetzung zurück. Diese Auseinandersetzung führt jedoch nicht zu einer erneuten Engung, sondern zu einer noch stärkeren Weitung. Die Polizist:innen sind direkte Interaktionspartner:innen, mit Bezug auf die die Spannung gelöst werden kann. Der Versuch, sie zu überwinden, ist erwünscht. Nach der Untätigkeit und der Engung in dieser Untätigkeit ist jede Möglichkeit, sich zu weiten, eine positive Erfahrung. Der Einzelne hat für kurze Zeit die Erfahrung gemacht, etwas tun zu können, um aus der Enge herauszukommen.

Die hier stattfindende Interaktion zwischen Staatsgewalt und Neu-Rechten unterscheidet sich wesentlich von den Interaktionen zwischen

Antifa und Neu-Rechten. Auch wenn die tatsächlichen körperlichen Schäden und die damit verbundenen Einschränkungen in dieser antagonistischen Interaktion mit der Polizei vermutlich deutlich größer sind als in den oben skizzierten Fällen mit der Antifa, so sind die Folgen doch ganz andere. Die Neu-Rechten schreiben sich gegenseitig zu, diese Konfrontation gesucht zu haben. Sie zeigen sich weiterhin euphorisch – und das, obwohl sie die Auseinandersetzung mit der Polizei offensichtlich verloren haben. Sie beschimpfen die Polizei nicht mehr oder zeigen sich anderweitig empört über polizeiliche Restriktionen, sondern nehmen diese hin. Die aktive Auseinandersetzung mit der Polizei führt hier zu einer fröhlichen Atmosphäre, die im Gegensatz zur anfänglichen Stimmung steht. Die Polizei wird hier nicht als Gegner thematisiert und das Handeln der Polizei nicht moralisch delegitimiert. Die Neu-Rechten verhalten sich hier eher so, als hätten sie in einem spannenden Wettkampf verloren – und nicht so, als handle es sich um eine ernsthafte Interaktion. Die Polizei wird hier positiv zum Konkurrenzpartner, nicht zum antagonistischen Partner. Die Interaktion mit der Polizei eint das Kollektiv, führt zu gegenseitiger Unterstützung und einem gemeinsamen positiven Erlebnis. Die Euphorie überdeckt die vorherige Frustration.

Dieses positive Erleben, gerade dann, wenn die Polizei Gewalt gegen die Neu-Rechten anwendet, ist keine Ausnahme.

Offener Stammtisch

Tim erzählt anekdotisch von einer Aktion, an der er teilgenommen hat. »Und das war dann wirklich toll, wir wurden in die Zelle eingefahren, wo in sämtlichen Sprachen rumgeschrien wurde, und die Polizisten waren ganz überrascht, dass wir so friedlich waren. Und dann nach der erkennungsdienstlichen Behandlung wurde einem immer wieder auf die Schulter geklopft, so von wegen, gut zu wissen, dass es Leute gibt, die sich wehren, und zu einem anderen hat so ein Polizist gesagt, gut gemacht, Junge. Und irgendwie haben die dann alle einen Grund gefunden, mal vorbeizuschauen. Die waren richtig freundlich. Und das war dann eine super schöne Situation, als wir da in der Zelle saßen und rundherum wildfremde Stimmen in wildfremden Sprachen geschrien haben und wir dann mitten in der Sammelzelle angefangen haben zu singen. Das war ein sehr schöner Moment.« Alle nicken, jemand sagt, »das kann ich mir vorstellen«. Tim ist sichtlich gerührt von seiner eigenen Erzählung und auch die anderen sind beeindruckt. (...) (Beobachtungsprotokolle 2017)

Vor dem Hintergrund der modernen Verfahrensordnung der Gewalt ist das, was Tim und seinen Mitstreiter:innen widerfährt, eindeutig als staatliche Gewalt zu bezeichnen: Die Aktion, an der sie teilgenommen haben, war rechtswidrig und wurde durch die Polizei unterbunden. Diese setzt durch, dass Tim und die anderen gewaltsam vom Ort entfernt, in eine Zelle gebracht, erkennungsdienstlich behandelt und damit dem

Zugriff eines späteren Verfahrens überstellt werden. Die Gewalt ist hier nicht nur potenziell, sondern real – sie ist sichtbar, durchsetzbar und sanktionierend. Umso bemerkenswerter ist, wie Tim die Situation schildert: Die Gewalt wird nicht benannt, nicht beklagt, sondern vollständig entwirklicht. Stattdessen beschreibt er einen schönen Moment, geprägt von Freundlichkeit, Anerkennung und kollektivem Erleben.

Tims Erzählung enthält zwei parallele Erzählstränge: den über das Verhältnis zur Polizei – und den über die Distanz zu den anderen Inhaftierten. Die Sammelzelle ist in seiner Darstellung zunächst ein Ort der Unruhe: »in sämtlichen Sprachen wird geschrien«, was sowohl das Geräuschlevel als auch das sprachlich-kulturelle Fremdsein betont. Die Lautstärke wird als chaotisch, unangenehm, potenziell bedrohlich beschrieben; die Stimmen sind nicht nur unverständlich, sondern fremd – wildfremd. Die Szene evoziert Unordnung, Aggression, das Gefühl, nicht zugehörig zu sein. Genau an dieser Stelle beginnt Tims Selbstverortung.

Dem Schreien in fremden Sprachen stellt er das eigene »friedliche« Verhalten entgegen – das von den Polizist:innen ausdrücklich wahrgenommen und anerkannt wird. Dass die Polizei überrascht ist, gibt Tims Darstellung eine besondere Schärfe: Das Verhalten seiner Gruppe weicht vom Erwarteten ab – vom gewohnten Bild der Gewalttätigkeit. Diese Differenz wird von den Polizist:innen nicht nur registriert, sondern kommentiert und affektiv gewürdigt. Schulterklopfen, lobende Worte, demonstrative Freundlichkeit: Tim beschreibt eine Situation, in der staatliche Gewaltakteur:innen das normabweichende Verhalten sanktionieren – aber gleichzeitig das politische Motiv moralisch aufwerten. Die polizeiliche Nähe wird als Bestätigung gelesen: Man hat zwar rechtlich »gegen« sie gehandelt, aber man steht moralisch auf derselben Seite. Diese freundliche Zuwendung steht in auffälligem Kontrast zur Situation. Während Tim und seine Mitstreiter:innen festgehalten werden, erzählt er von Bewunderung, Respekt und Zugewandtheit. Die Polizist:innen erscheinen nicht als Repräsentant:innen eines repressiven Gewaltmonopols, sondern als interessierte Sympathisant:innen. Dass sie »einen Grund finden, mal vorbeizuschauen«, wird nicht als Kontrolle, sondern als Interesse gelesen – fast wie das Verhalten von Fans. Die Grenzziehung verläuft dabei nicht zwischen Polizei und Demonstrierenden, sondern zwischen den eigenen Leuten und den Anderen. Diese Anderen – deren Stimmen unverständlich sind, deren Verhalten als chaotisch erlebt wird – erscheinen in Tims Erzählung nicht als Mitinhaftierte, sondern als Störkulisse. Gegenüber der Kakophonie der Anderen steht der Gesang der eigenen Gruppe. Das Singen in der Zelle wird zum Moment der Ordnung, der Zugehörigkeit, der Selbstvergewisserung. Es schafft nicht nur Distanz zur Umgebung, sondern auch ein affirmatives Kollektivgefühl – eine Gemeinschaft in der Isolation, verbunden durch Musik und politische Überzeugung.

In Tims Schilderung wird die Erfahrung von Freiheitsentzug und Kontrolle nicht als Gewalterfahrung erinnert, sondern als bestätigendes Moment kollektiver Sinnhaftigkeit. Die staatliche Gewalt wird nicht problematisiert – sie wird moralisch neutralisiert. Entscheidend ist nicht, was geschieht, sondern wie es gelesen wird. Das Erleben wird affektiv reorganisiert: aus der Position der disziplinierten Rechtssubjekte wird eine Position der anerkannten, aufrichtigen Patrioten. In dieser Perspektive wird der polizeiliche Zugriff zum Raum symbolischer Anerkennung – und das Opfer-Sein nicht als Schwäche, sondern als Bestätigung des eigenen politischen Anspruchs gedeutet.

Die Situation des Gewahrsams ist eine, in der die Aktivistinnen in besonderer Weise als Gruppe mit bestimmten Werten behandelt und in dieser Weise staatlicher Gewalt unterworfen werden; zugleich ist sie eine, die die Aktivist:innen in besonderer Weise integriert und ihnen ihre Erfahrung, Teil einer Gruppe zu sein, bewusst machen kann. Die Polizei ist nicht die Gruppe, gegen die sich das Wir abgrenzt. Stattdessen wird sie als legitimierender Dritter eingeordnet. Es ist wichtig zu sehen, dass es hier die konkreten Polizistinnen sind, die legitimieren – und damit von der Verfahrensordnung unterschieden werden: Der Unterton ist hier, dass die Polizist:innen Gewalt anwenden müssen, aber nicht wollen, sondern dass die Polizist:innen selbst den neu-rechten Protest unterstützen. Sie sind unwillige Gegner:innen, die sich in ihrem Unwillen legitimieren. Solche Narrative finden sich in neu-rechten Gruppen immer wieder. Nicht der Widerstand gegen die Polizei, sondern die Gewaltlosigkeit der Polizei und deren implizite Unterstützung stehen im Vordergrund, insbesondere bei Ereignissen, bei denen die Polizei gegen einen selbst Gewalt anwendet. Dabei wird in den Erzählungen der Schutz der Polizei vor anderen Zuwendungen betont.

Stammtisch

François erzählt, »Die Polizei verhält sich meistens auch sehr gut. Neulich bei der Aktion. Da hat einer in den Rucksäcken nach Wasser gesucht, da hat der Polizist gesagt, nicht in die Rucksäcke greifen, da könnte was drin sein! Aber ein anderer hat gesagt, hey, ganz ruhig, das sind keine Krawallkinder. Als sie uns dann so da entlang geführt haben, haben sie so gefragt, ja, macht ihr uns Ärger, nein, überhaupt nicht, da haben sie gleich den Griff gelockert, man konnte sich ganz normal unterhalten. Als dann das Fotografieren und so war, da sind wir so geführt worden, dass die Linken nicht fotografieren konnten. Die denken echt so wie wir, die finden das auch scheiße, was sie für diesen Staat tun müssen.« (Beobachtungsprotokolle Mai 2017)

Die Erzählung von François vermittelt nicht ganz die gleiche sakrale Aufladung wie die von Tim, dennoch findet sich hier eine ähnliche Interpretation des polizeilichen Handelns. Die Polizei wird als unterstützend

wahrgenommen. Ihre Aussagen legitimieren die eigene Behauptung, gewaltfrei zu sein, ›keine Krawallkinder‹, sondern Menschen, auf deren Aussagen man sich verlassen kann, die, wenn sie versprechen, keinen ›Ärger zu machen‹, lockerer festgehalten werden können. Die Festnahme wird in der Erzählung zu einer Situation, in der man sich ›ganz normal unterhalten‹ kann, ohne dass es zu Feindseligkeiten zwischen Polizei und Neu-Rechten kommt. Im Gegenteil, während die Polizei die Neu-Rechten festnimmt, schützt sie diese vor den Blicken der anderen. Selbst in einer Situation, die von aktiver Gegnerschaft geprägt ist, handelt die Polizei also im Sinne der neuen rechten Bewegung. François interpretiert das Ausbleiben von Gewalt explizit als Legitimation der eigenen Position, ›die denken wirklich genauso wie wir‹. Die Gewalt, die die Polizist:innen ausüben, ist eine von außen auferlegte Gewalt. Diese Erzählung verdeutlicht, dass die Polizei als Verbündeter wahrgenommen wird, der trotz staatlicher Pflichten versucht, die Position der neuen rechten Bewegung zu unterstützen.

In der neuen rechten Bewegung hat sich eine Deutung der Polizei durchgesetzt, in der die Polizei eine Schutzmacht für die Neu-Rechten darstellt und diese teilweise heimlich unterstützt. Die Polizist:innen stehen aus neu-rechter Perspektive auf der Seite der neuen rechten Bewegung – so wie sie es tatsächlich oft bei Protestereignissen tun, wenn sie die neu-rechte Bewegung vor Gegenprotestierenden schützen. Aus dieser Konstellation heraus wird den Polizist:innen die Intention zugeschrieben, die Neu-Rechten zu unterstützen bzw. unterstützen zu wollen.

Manchmal wird offen darüber nachgedacht, wann sich die Polizei den Protesten anschließen und damit die neue rechte Bewegung offen unterstützen würde. Diese Überlegungen zeigen das große Vertrauen der neuen rechten Bewegung in die Polizei als Schutzinstanz. Gleichzeitig wird die Polizei als potenzieller Partner im Kampf gegen politische Gegner gesehen, was ihre Bedeutung für die Bewegung erhöht. Die Polizei wird von den Neu-Rechten als unter Druck stehend beschrieben: Einerseits stehe sie insgeheim auf der Seite der neuen rechten Bewegung, andererseits sei sie verpflichtet, den Staat zu schützen. Vorgesetzte und Vertreter des Staates sorgen dafür, dass Polizist:innen Aufgaben erfüllen müssen, die sie eigentlich nicht erfüllen wollen. Den Polizist:innen wird somit ein moralischer Zwiespalt zugeschrieben, einerseits Angestellte des Staates zu sein und andererseits auf der Seite der neuen rechten Bewegung zu stehen. Es wird vermutet, dass Polizist:innen persönlich mit den Zielen der Neu-Rechten sympathisieren, was ihr berufliches Handeln erschwert.

Hier wird offensichtlich zwischen Polizistinnen und dem Staat unterschieden. Der Staat bedient sich der Polizei, um illegitime Gewalt auszuüben. Wenn also das Verhalten der Polizisten in anderen Kontexten legitimiert wird, folgt daraus nicht auch eine Legitimierung des Staates. Gleichzeitig wird die Gewalt der Polizei immer wieder legitimiert: Die

Polizei wird gerufen, wenn es zu Gewalt kommt, und den Anweisungen der Polizei wird Folge geleistet. Insofern wird die Polizei in ihrer Rolle als legitimer Gewaltausübender in Anspruch genommen. Wird damit die Legitimität des Staates durch die Hintertür anerkannt?

Die Polizei befindet sich in der neu-rechten Ordnung in einer interessanten Zwischenposition. Auf der einen Seite sind sie Akteure, die im Rahmen einer antagonistischen Beziehung zwischen Kollektiven auf der Seite der neuen rechten Bewegung stehen. Auf der anderen Seite nehmen sie in der modernen Gesellschaft die Position eines neutralen Dritten ein und repräsentieren in dieser Position die überlegene Macht des Staates. Diese beiden Positionen schließen sich in gewisser Weise aus: Wenn es sich um ein antagonistisches Verhältnis handelt, in dem nur entweder die Position auf der Seite der Neu-Rechten oder auf der Seite der Anderen möglich ist, kann die Polizei nicht gleichzeitig in einer neutralen Position des Dritten stehen und in der Position eines potentiellen Verbündeten, der jedoch durch staatliche Verpflichtungen eingeschränkt ist.

Tatsächlich ist die als unterstützend interpretierte Haltung der Polizei für die neue rechte Bewegung deshalb so relevant, *weil* sie in der modernen Gesellschaft die Position des neutralen Dritten einnimmt. Die neue rechte Bewegung nimmt hier in Anspruch, nicht nur in einem antagonistischen Verhältnis mit den Gegner:innen zu stehen, sondern dass die eigene Position aus einer neutralen Drittenposition heraus legitim ist. Insofern ist die Unterstützung durch die Polizei nicht gleichbedeutend mit der Unterstützung durch irgendjemanden, sondern die Unterstützung impliziert, dass die neue rechte Bewegung Teil der modernen Ordnung ist. Gleichzeitig legitimiert die Polizei die Opferposition der neuen rechten Bewegung, indem sie sie vor politischen Gegnern schützt – und damit zeigt, dass dieser Schutz notwendig ist. Diese Wahrnehmung stärkt die Legitimität und das Selbstverständnis der Bewegung. Die Polizei wird so zum Symbol für die Verteidigung der neuen rechten Bewegung gegen vermeintliches Unrecht und Bedrohungen.

Die Opferposition ist für das Selbstverständnis der neuen rechten Bewegung von zentraler Bedeutung. Aus der Opferposition heraus wird die Legitimität der eigenen Position mit Verweis auf die Illegitimität der gegnerischen Position begründet. Damit einher geht in weiten Teilen der neuen rechten Bewegung die Betonung der eigenen Gewaltlosigkeit in Abgrenzung zur Gewalt, die von außen kommt. Gewaltfreiheit wird hier zur Legitimation. Zugleich wurde oben deutlich, dass neben diesem Ideal der Gewaltfreiheit auch eine Idealisierung wechselseitiger Gewalt verbreitet ist. Opfer zu werden ist dann zwar immer noch eine Legitimation der eigenen Position – aber zugleich auch eine Peinlichkeit. Nicht zurückzuschlagen, keine Rache zu üben, wird zum Zeichen der Schwäche – dem man sich durch die gegenseitige Versicherung zu entledigen versucht, dass man unter anderen Umständen sehr wohl Gewalt anwenden

würde. Diese Positionen scheinen sich zunächst zu widersprechen, bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass Opferposition und wechselseitige Gewaltordnung aufeinander verweisen. Aus der Erfahrung, Opfer illegitimer Gewalt zu sein, kann die Legitimation von Gewalt gegen illegitime Gewalt abgeleitet werden. Die Opferposition lädt also dazu ein, die Ordnung der modernen Gewalt zu verlassen und in die Ordnung der Wechselseitigkeit einzutreten. Insofern besteht hier kein Widerspruch, sondern die neue rechte Bewegung nutzt die Emotionen aus der Sakralisierung des Individuums und der Empörung über Gewalt, um an eine Ordnung der Wechselseitigkeit anzuschließen.

Diese Anknüpfung bleibt unvollständig. Indem die Polizei als besonderer legitimierender Dritter auftritt, wird noch einmal an die moderne Ordnung angeknüpft. Auch eine faktische Vergeltung findet sich im Material nicht. Es werden lediglich verbal Normen einer Racheordnung aufgerufen, ohne dass daraus etwas folgt. Insofern kann keineswegs behauptet werden, dass in der neuen rechten Bewegung tatsächlich die Ordnung der Wechselseitigkeit gelten würde. Vielmehr wird eine kollektive Opferposition in Anspruch genommen, die eine Verbindung zwischen der modernen Ordnung und der Ordnung der Wechselseitigkeit herstellt. Zentral ist dabei die Kollektivierung der Opferposition. Es wird eine Aufwertung der kollektiven Opferposition im Rahmen der modernen Ordnung gefordert. Diese Opferposition muss jedoch immer wieder neu eingenommen werden. Im folgenden Kapitel werde ich zeigen, dass die Einnahme der Opferposition und das antagonistische Verhältnis zu politischen Gegnerinnen nicht passiv erfolgen muss, sondern dass die neue rechte Bewegung teilweise aktiv versucht, eine solche Positionierung zu erreichen.

9.3 Antagonistische Interaktion

Die zentrale gemeinsame Erfahrung der neuen rechten Bewegung ist das Opfersein. Diese Erfahrung speist sich aus den den politischen Gegner:innen zugeschriebenen Taten, dem Anspruch auf Schutz durch die in der modernen Gesellschaft zur Gewalt ermächtigte Institution ›Polizei‹ sowie drittens durch eine dauernde Einleibung mit den politischen Gegner:innen. Um diese vermittelte unmittelbare Zuwendung zu den politischen Gegner:innen soll es im folgenden Abschnitt gehen. Es ist oben schon deutlich geworden, dass die neue rechte Bewegung sich in einer dauernden Beziehung mit ihren politischen Gegner:innen befindet, Angriffe erwartet und sich ausspioniert erlebt. Tatsächlich zeigt sich, dass die neue rechte Bewegung insbesondere bei Demonstrationen, bei denen es regelmäßig zu Zusammenstößen mit ihren politischen Gegnerinnen

kommt, ständig auf diese Bezug nimmt. Gleichzeitig wird immer wieder versucht, die Gegner:innen zu provozieren und dadurch eine Reaktion zu erlangen, bei der die Neu-Rechten weiterhin in der Opferposition stehen. Eine besondere provokative Bezugnahme ist in diesem Zusammenhang die rassistische Äußerung: In ihr wird die Provokation vollzogen und die Reaktion antizipiert – im Idealfall ohne die Anwesenheit der reagierenden Dritten, so dass dadurch eine besondere Form der Bestätigung der eigenen Opfererfahrung entsteht: Es kann antizipiert werden, dass die Dritten die eigenen Äußerungen verurteilen würden und möglicherweise mit Ausgrenzung oder Gewalt reagieren würden – und damit die Neu-Rechten in die Position des Opfers drängen.

Im Folgenden gehe ich zunächst auf die dauernde antagonistische Einleibung zwischen Protestierenden und Gegenprotestierenden ein (1). Anschließend skizziere ich, wie die Neu-Rechten ihre eigene Opferposition durch Provokationen bestätigen (2), um in einem dritten Schritt Rassistismus als Teil der Opfererfahrung zu interpretieren (3).

9.3.1 *Gegnerschaft als Interaktion*

Bei den Demonstrationen der neuen rechten Bewegung treffen in der Regel zwei Gruppen aufeinander, die in einem antagonistischen Verhältnis zueinander stehen: Demonstrierende und Gegendemonstrierende. Diese stehen in einem antagonistischen Verhältnis zueinander, das jedoch in einer wechselseitigen Einleibung aufeinander begründet ist. Diese wechselseitige Einleibung zeigt sich besonders deutlich in den Demonstrationsreden und Sprechchören auf Demonstrationen.

Demonstration

20 Minuten nach dem angekündigten Start geht endlich wieder das Megaphon an und ein junger Mann, ebenfalls im Anzug, beginnt zu sprechen. Er begrüßt uns mit »Mitbürgerinnen und Mitbürger« und »Liebe Freunde«. Wir stehen nun alle mit dem Gesicht nach vorne und die Gespräche untereinander verstummen vorerst.

Die Gegendemonstranten rufen »Fresse« und »Halts Maul, Nazi«. In meiner Gruppe wird darüber gelacht und einige der Rechten drehen sich mit einem verärgerten Blick nach hinten zu den Gegendemonstranten um, aber die meisten beachten sie nicht weiter und schauen weiter nach vorne. Doch das Ignorieren ist nicht so einfach, der junge Redner muss lauter sprechen und hat sichtlich Mühe, sich durchzusetzen.

Er redet weiter, man habe sich hier versammelt, um »Gesicht zu zeigen«, »Flagge zu bekennen« und seiner »Bürgerpflicht nachzukommen«. »Wir Patrioten dulden nicht, dass Fremde, die als Gäste in unserem Land sind, hier ihre fremden Konflikte austragen und hier Unruhe stiften.«

Applaus und Jubel bricht aus, auch in meiner Gruppe – auf Seiten der Gegendemonstranten laute Pfiffe und ein koordinierter Sprechchor »Halt die Fresse!« von ca. 60 Sekunden. Die Rechten versuchen offensichtlich, lauter zu sein als die Gegendemonstranten. Der Redner spricht währenddessen weiter, aber es ist so laut, dass man absolut nichts versteht. Als er sich wieder Gehör verschaffen kann, ruft er, dass er natürlich weiterreden werde und dies völlig legal sei, daran würden auch die »Antifanten« nichts ändern. Währenddessen stören die Gegendemonstranten weiter mit dem gleichen Sprechchor, allerdings nicht mehr so koordiniert.

Der Redner macht eine Pause für Applaus, der auch einsetzt. Ein Mann ruft in Richtung der Gegendemonstranten, »geht doch nach Hause, wo ihr hergekommen seid!«

Der Redner spricht weiter, wird aber erneut von den Gegendemonstranten mit Rufen wie »Hau ab« übertönt. Diese Rufe werden immer schneller und dann auch von Klatschen und Pfiffen begleitet.

Der Redner lässt sich davon nicht beirren, spricht noch lauter und erklärt, als er wieder zu hören ist, dass er nicht abhauen wird. Er teilt uns noch mit, dass die Gegendemonstranten und natürlich die Polizei uns auf dem Weg durch die Stadt begleiten werden. Dann ruft er zum Applaus für die Polizei auf. Dem kommen die Demonstranten nach. Begleitet wird dieser Applaus von Pfiffen der Gegenseite und einem Sprechchor »Danke Polizei« von unserer Seite. Dann ruft er zur Gewaltlosigkeit auf. Applaus folgt, unterbrochen von Sprechchören »Nazis raus«. Eine Frau ereifert sich, »Wie können DIE UNS raushaben wollen, das sind unsere Gäste und wenn, dann sollen DIE raus!«

Der junge Redner ist nun am Ende und kündigt seinen Nachfolger an. Ein neuer Redner stellt sich vor.

Er wird mit Applaus und Jubel begrüßt, aber seine weitere Rede wird ebenfalls erschwert, da die Gegendemonstration noch größer geworden ist und ihn immer wieder mit Pfiffen unterbricht.

Noch mehr als sein Vorredner versucht er, sich durchzusetzen, und schreit ins Megaphon. Seine kurzen, prägnanten Sätze und überhaupt der Tonfall geben seiner Rede den Anstrich einer Goebbels-Rede. Er brüllt, »Massenschlägereien haben bei uns nichts zu suchen«. Auch den Applaus überbrüllt er, »Wir wollen keine fremden Konflikte in unserer Stadt!«. Aus dem Publikum kommt der Ruf, »Bravo! Genau!« Die Stimmung heizt sich auf. Immer mehr Leute machen mit, auch in der Gruppe, in der ich stehe. Es ist unübersichtlich und laut. Immer wieder gibt es Sprechchöre, sowohl von den Gegendemonstranten als auch von uns. Immer wenn wir applaudieren, versuchen die Gegendemonstranten, den Applaus zu übertönen. Sie rufen »Haltet die Fresse!« oder auch »Klatscht die AfD!«. Die Antwort ist ein fast einminütiger Sprechchor: »Wer Deutschland nicht liebt, soll Deutschland verlassen!« Einige

aus meiner Gruppe stehen inzwischen eher seitlich. Sie schauen ständig zu den Gegendemonstranten und nicht zum Redner. Dabei machen sie manchmal Kommentare über die Gegendemonstranten, »die nicht besonders einfallsreich sind.« Aber auch die Rede selbst komme nicht so gut an. Die Rede habe zwar ganz gut angefangen, aber dieses »Rumgöbbelsen« würde dem Redner einfach nicht liegen: Dafür habe er keine Stimme.

Während der Redner weiter den Islam für »Zustände in Stadtvierteln verantwortlich macht, in die man sich als Deutscher kaum noch hineintraut«, brüllen die Gegendemonstranten »Ihr Hurensöhne«. Der Redner ruft: »Wir werden nicht schweigen, wir werden niemals schweigen« – und löst damit erneut Jubelstürme aus.

Der Redner bedankt sich bei der Polizei zum einen für den Einsatz am letzten Wochenende, zum anderen für die Begleitung und dafür, dass sie heute für die Sicherheit sorgt. Die Polizei reagiert in keiner Weise, die Worte lösen erneut Jubel und Sprechchöre unter den Demonstranten aus »Danke Polizei«. Diese gehen über in »Heimat, Freiheit, Tradition, Multikulti Endstation«

Der nächste Redner wird aufgerufen. Der Redner vorne ruft »Danke, dass ihr alle überhaupt hier seid und euch traut, Gesicht zu zeigen, trotz der Menge hinter uns und den Antifa-Fotografen! Das ist Zivilcourage! Und es ist toll von euch, dass ihr diese Fotografen und Journalisten überhaupt in eure Mitte lasst! Diese Aussage löst erneut Sprechchöre aus und sie rufen »Lügenpresse«!

Eine Frau schreit weiter, als der Sprechchor schon zu Ende ist, und setzt ein »Yeay« und »Scheißpack« hinterher.

Der Redner fügt hinzu: »Es sind nicht nur viele Leute von der Antifa hier, sondern auch viele« – er macht eine Pause – »Bürger mit Migrationshintergrund.« Einer aus meiner Gruppe lacht und sagt, er habe sich das noch mal überlegt, er wollte wohl Asylanten sagen. Auch andere lachen.

Von der Gegenseite kommen Rufe wie »Halt die Fresse, du Hurensohn«. Der Redner antwortet darauf mit »Wir haben nun mal den Mut, unsere Meinung offen zu sagen«.

Die Aussage wird mit viel Applaus quittiert, aus dem ein längerer »Deutschland den Deutschen«-Sprechchor hervorgeht. Dann ruft er, »Bei der Antifa sieht man, wie das mit der Meinungsfreiheit ist! Da kommen gleich ein paar linke Hooligans und versuchen, einen mundtot zu machen. Statt sich mit anderen Hooligans zu prügeln – das können sie ja machen. Aber das trauen sie sich nicht, stattdessen verprügeln sie harmlose Aktivisten!«

In meiner Gruppe wird noch einmal demonstrativ zu den Gegendemonstranten rübergeschaut. »Hooligans?« fragt einer, »Ich glaube, der hat

was nicht ganz verstanden, da hinten sind jedenfalls keine. Die sind harmlos.« Die anderen lachen.

Ein neuer Redner kündigt dann an, dass wir jetzt bald losgehen werden. Bei uns fragt einer, ob nicht jemand Kurdisch kann, um die Türken auf der anderen Seite ein bisschen zu provozieren. Einer meint, er könne Italienisch, zähle das auch? Ein anderer sagt, er habe überlegt, sich eine kurdische Fahne zu besorgen, um die Türken ein bisschen zu provozieren. Er solle doch mal nach E-Stadt zu einer kurdischen Demonstration fahren und zuhören. Vive Kurdistan würden die immer rufen, wenn er die Türken da drüben so richtig provozieren wolle, dann solle er so was rufen. (Beobachtungsprotokoll Demo 2017)

Im Protokoll wird deutlich, dass Demonstrierende, Demonstrationsredner und Gegendemonstranten wechselseitig aufeinander bezogen sind.

Demonstrierende vs. Demonstrationsredner: Wenn eine Demonstrationsrede gehalten wird, handelt es sich in erster Linie um eine Interaktion zwischen Redner und Teilnehmern. Bei der Demonstrationsrede stehen Redner und Teilnehmer in einer wechselseitigen Beziehung. Sie sind bereits räumlich aufeinander ausgerichtet, der Redner wendet sich an die Teilnehmenden der Demonstration und die Teilnehmenden wenden sich an den Redner. Den Redner:innen wird eine Bühne zugewiesen, auf der sie sprechen können. Der gesamte räumliche Aufbau der Demonstration ist so gestaltet, dass die Redner:innen gut wahrnehmbar sind. Im Idealfall bindet der Redner die Aufmerksamkeit der Zuhörer, die ihn anschauen – und die Zuhörer binden die Aufmerksamkeit des Redners. Demonstrationsreden sind partizipative Veranstaltungen. Der Redner spricht nicht einfach in einem neutralen Ton und die Demonstrierenden hören still zu – wie es beispielsweise bei einem Vortrag zur Wissensvermittlung im Rahmen einer Vorlesung möglich wäre. Vielmehr wendet sich der Vortragende direkt an die Demonstrierenden und versucht, sie unmittelbar einzubeziehen. Die Zuhörenden wiederum reagieren: Sie rufen, klatschen, jubeln, brechen in spontane oder geführte Sprechchöre aus. Das Verhältnis zwischen Redner und Zuhörer ist insofern bekannt und organisiert. Wenn der Redner in seiner Rede Raum für Beifall lässt, kann er erwarten, dass es tatsächlich auch zu Beifall kommt. Die Beteiligung kann stärker oder schwächer sein.

Gegendemonstrierende vs. Demonstrationsredner: Mindestens ebenso wichtig ist die Interaktion mit den Gegendemonstranten. Im Gegensatz zur ›offiziellen‹ Demonstration wird den Gegendemonstrierenden, zumindest bei spontanen, unangemeldeten Gegendemonstrationen, kein eigener Raum innerhalb der Demonstration zugestanden. Sie sind durch Polizist:innen räumlich von der Demonstration getrennt. Wo genau sie sich im Verhältnis zur Demonstration befinden – und wie nah sie der Demonstration sein dürfen – ist unterschiedlich. Meistens versuchen die Gegendemonstrant:innen, so nah wie möglich an die Demonstration

heranzukommen, oder die Polizist:innen scheinen unter der Annahme zu operieren, dass es notwendig ist, die beiden Gruppen zu trennen, um mögliche Handgreiflichkeiten zu vermeiden. In dieser spezifischen Demonstrationsversammlung sind die Gegendemonstrant:innen ähnlich wie die Demonstrant:innen auf den Redner ausgerichtet. Sie reagieren auf die Äußerungen des Redners, der wiederum auf sie reagiert. Sie scheinen die Aufmerksamkeit des Redners viel stärker auf sich zu ziehen als die Demonstranten selbst. So lassen sich alle Redner dazu verleiten, von ihrem ›Skript‹ abzuweichen und die Gegendemonstranten direkt anzusprechen, sich an sie zu wenden. Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist unterschiedlich, aber alle Redner sprechen den Protest an und die Gegendemonstranten sprechen alle Redner an.

Gegendemonstrierende vs. Demonstrierende: Gegendemonstrierende und Demonstrierende sind im obigen Beispiel in einer Weise angeordnet, die die Interaktion erschwert. Die Demonstrierenden stehen mit dem Rücken zu den Gegendemonstrierenden. Blickkontakt und Interaktion über Blickkontakt werden dadurch erschwert. Auch konkrete körperliche Interaktionen werden durch den von der Polizei erzwungenen Abstand erschwert. Dennoch wird in dem Ausschnitt des Beobachtungsprotokolls deutlich, dass die Gegendemonstrierenden auch für die Demonstrierenden ein wichtiger Partner in der antagonistischen Interaktion sind. Sie richten sich beobachtend auf sie und kommentieren sie untereinander. Es ist zu beobachten, dass sich die Gegendemonstrierenden den Demonstrierenden zuwenden und auch über Sprechchöre in Interaktion mit den Demonstrierenden treten. Dabei werden zum Teil die Anregungen des Redners aufgenommen, zum Teil aber auch direkt in direkte leibliche Interaktion getreten. Das wechselseitige kollektive antagonistische Verhältnis führt dazu, dass beide Gruppen in genau abgestimmter Weise aufeinander reagieren. Beide Seiten scheinen zu versuchen, die Aufmerksamkeit der jeweils anderen Seite auf sich zu ziehen, zu provozieren. Im Gegensatz zu einem einfachen Gespräch ist die leibliche Beteiligung beim lauten Schreien insofern stärker, als nicht nur Bewegungssuggestionen ausgetauscht werden, sondern die Bewegung sich aufdrängt: Es ist anstrengend, laut zu schreien.

Bei Sprechchören wird die wechselseitige Abstimmung noch deutlicher:

Demonstration

Es beginnt ein Sprechchor: ›Bürger, lasst das Glotzen sein, reiht euch in die Demo ein‹. Sonderlich viele Schaulustige sind aber nicht zu sehen, nur vereinzelt schaut mal jemand aus dem Fenster. Außerdem werden wir weiterhin von Journalisten begleitet, die auch nicht sehr motiviert wirken, mitzudemonstrieren. Dieser Chor wird dann auch nur zweimal unter wenig Beteiligung wiederholt. Auch die Gruppe, der ich mich erstmal angeschlossen habe, spricht nicht mit.

Ein weiterer Sprechgesang startet und damit der erste vom ausgeteilten Handzettel: ›C-Stadt meine Heimatstadt – Fremde Konflikte hab ich satt.‹ Hier stimmen auch die Jungen um mich herum mit ein. Es wird sechsmal wiederholt und verebbt dann wieder. Die Initiative geht von weiter vorn von bestimmten Wortführern aus und wird dann weiter hinten aufgegriffen. Die Sprechchöre werden regelmäßig nach wenigen Wiederholungen leiser. Einige pausieren dann den Anfang und horchen, ob die anderen weiter rufen, und setzen, falls ja, in der Mitte wieder ein. Nach ungefähr drei oder vier Rufen verebbt der Sprechchor entweder ganz, oder, wenn genug mitrufen, wird er danach erstmal wieder lauter und kräftiger. Erstaunlich selten ruft eine Person allein nochmal, bricht aber dann auch schon mal nach dem ersten Wort ab. Es scheint unerwünscht zu sein, die Parolen als Einzelperson zu rufen.

Die Sprechchöre sind so gestaltet, dass sie klaren Rhythmen folgen. Zum Beispiel ›EurOpa (.) JÜgend (.) Re:con-quista‹ und ›HElmat FREiheit tra-di-TION (–) mul-ti-kul-ti ENDstatION‹. Manche Silben werden betont und dann die Worte betont ausgestoßen, andere langgezogen. Daraus ergibt sich ein abgehackter Sprechrhythmus, der teilweise der natürlichen Aussprache widerspricht. Bei manchen Rufen wie ›FESTung (.) euROpa (–) MACHt-die-grenzen-DICHT‹ wird mit der Geschwindigkeit gespielt, der zweite Teil des Satzes wird doppelt so schnell wie der erste Teil gesprochen. Durch den Rhythmus wird es erleichtert, wirklich synchron zu rufen und nicht in ein eigenes Tempo abzugleiten. Der Chor koordiniert sich durch die gemeinsamen Rhythmen.

Bei den Sprechchören werden die Münder weit geöffnet und es wird laut gerufen. So laut, dass Gegenprotest nicht mehr hörbar ist und auch ein normales Gespräch nicht möglich wäre. (...)

Gegen Ende des Rundgangs wird der Übergang zwischen den Sprechchören dichter und es wird oft unmittelbar nach einem Sprechchor in den nächsten gestartet. Neu hinzukommen dabei direkt gegen die jetzt wieder stärker präsenten Gegenprotestierenden gerichtete Sprechchöre: ›Wer Deutschland nicht liebt, soll Deutschland verlassen‹ und ›Europa für Europäer, Antifa nach Nordkorea‹. Als von der Gegenseite der Ruf ›No Border, No Nation, Stop Deportation‹ erklingt, wird sofort der Rhythmus aufgegriffen und ›Pro Border, Pro Nation, Stop Immigration‹ gerufen. (Beobachtungsprotokolle Demo 2017)

Sprechchöre basieren auf der gemeinsamen Bewegung in einem Rhythmus und finden in Bezug auf diesen Rhythmus statt, mit dem man sich also in antagonistische Einleibung begibt. Darüber hinaus werden sie mit Bedeutung aufgeladen, was eine weitere Dimension der Kommunikation nach außen beinhaltet.

Die Inhalte der Sprechchöre können sowohl konkrete politische Botschaften und Aufforderungen enthalten (›macht die Grenzen dicht‹) als auch auf die konkrete Protestsituation reagieren (›Bürger, lasst das

Glutzen sein«). Sie können selbstreferentiell (»Wir sind das Volk«) oder fremdreferentiell (»Lügenpresse!«) sein. In Sprechchören werden politische Positionen und Haltungen von Gruppen verdichtet und auf den Punkt gebracht. Sprechchöre können spontan entstehen, meist wird aber auf ein bereits vorhandenes Repertoire zurückgegriffen. Dabei gibt es jeweils ein für die spezifische Gruppe typisches Repertoire (»Generation Identitaire«), aber auch ein übergreifendes Repertoire, auf das verschiedene Gruppen zurückgreifen (»Festung Europa, macht die Grenzen dicht!«). Daneben stehen die speziell für den jeweiligen Anlass gestalteten Flugblätter.

Die Parolen zeichnen sich durch Kürze und Rhythmik aus. Gelegentlich wird auch versucht, mit Reimen zu arbeiten, die aber gerne unsauber sein dürfen (»Europa den Europäern, Antifa nach Nordkorea«). Die Parolen haben immer eine bestimmte charakteristische Rhythmik, die von der Sprachmelodie der natürlichen Sprache abweicht. Es wird sehr betont gesprochen und der Rhythmus ist für die jeweilige Parole genau charakteristisch (»macht die Grenzen dicht«). Einige Parolen haben auch Entsprechungen auf der linken Seite (»No Border, No Nation« vs. »Pro Border, Pro Nation«). Die Parolen werden von den Beteiligten auch nicht in der Tonlage der natürlichen Sprache gesprochen, sondern es wird gerufen oder sogar geschrien. Beim Rufen ist der ganze Körper beteiligt, es muss tief eingeatmet werden, der Mund muss weit geöffnet sein. Nicht selten sind die Protestierenden nach dem Protestereignis von Heiserkeit geplagt. Sprechchorischer Protest erfordert einen starken Körpereinsatz.

Sprechchöre zeichnen sich auch durch ihre Repetitivität aus. Sätze werden mehrfach wiederholt, sowohl direkt hintereinander als auch nach dem Rufen anderer Parolen. Wie oft und in welcher Reihenfolge wiederholt wird, ist nicht zentral geregelt. Oft gibt es einzelne Personen, die mit bestimmten Rufen beginnen und deren Rufe wiederholt werden. Dies können sowohl zentrale Personen der jeweiligen Gruppen als auch mehr oder weniger zufällige Einzelpersonen sein.

Die Rufe entstehen in enger Koordination und Abstimmung untereinander. Es gibt keine offensichtlichen Regeln, wie oft eine bestimmte Parole gerufen werden sollte. Läuft eine Parole »gut« kann sie bis zu zwei Minuten wiederholt werden, läuft sie eher »schlecht« nur etwa dreimal. Die Beteiligung an den Slogans verläuft wellenförmig. Meistens hören einige nach etwa dreimaligem Rufen auf, um zu hören, ob die anderen noch rufen, und fangen dann gegebenenfalls wieder an. Selten kommt es vor, dass Einzelne noch einmal alleine rufen, was dann aber oft direkt von den Rufenden abgebrochen wird und für die allein Rufer peinlich zu sein scheint.

Bei Sprechchören kann eine interaktive Dynamik mit dem fast immer vorhandenen Gegenprotest entstehen. Ruft dieser »No Border«, rufen die Rechten »Pro Border«. Wenn diese »Nazis raus« skandieren, rufen die

Rechten ›Wer Deutschland nicht liebt, soll Deutschland verlassen‹ oder ›Europa den Europäern, Antifa nach Nordkorea‹. Sprechchöre sind nicht nur das Ergebnis interner Abstimmung, sondern stimmen sich auch mit den politischen Gegner:innen ab. Sie sind Mittel der Reaktion und Interaktion, der Provokation und Drohung. Die Sprechchöre des Gegners werden nicht ignoriert, sondern als relevante Kommunikation behandelt, auf die geantwortet werden muss.

Durch das gemeinsame, koordinierte Rufen entsteht ein gemeinsamer Rhythmus zwischen den Rufenden. Es entsteht ein Gemeinschaftserlebnis, das aus der gegenseitigen körperlichen Einstimmung resultiert. Das ›muscular bonding‹ (vgl. McNeill 2008) erzeugt eine Erfahrung von Verbundenheit, die unmittelbar erlebt wird. Die Sprechchöre schaffen eine Art partizipatorische Musik, an der sich alle beteiligen sollen und die alle Teilnehmenden erfasst (vgl. Turino 2008, 28–37). Das Kollektiv wird im gemeinsamen rhythmischen Handeln unmittelbar erfahrbar. Wichtig ist hierbei, dass es sich nicht um ein rein subjektives Erleben handelt, sondern dass durch das gemeinsame Rufen und die damit verbundene körperlich erlebte Anstrengung eine Atmosphäre des Protests geschaffen wird (vgl. Gukelberger und Meyer 2021).

Auf Demonstrationen sind Neu-Rechte und ihre Gegenprotestierenden aufeinander ausgerichtet. Sie binden gegenseitig ihre Aufmerksamkeit und finden einen gemeinsamen Rhythmus. Im Gegensatz zu anderen Interaktionen geht es hier weniger darum, sich als Opfer zu erleben, sondern vielmehr darum, sich in ein kollektives Gegeneinander zu begeben. Tatsächlich entsteht in diesem Protest eine situative Wechselseitigkeit. Aus dieser Wechselseitigkeit heraus kann es zu Eskalationen kommen, in denen man sich in besonderer Weise von den jeweils anderen berührt erlebt.

Im Folgenden werde ich näher darauf eingehen, wie die antagonistischen Beziehungen zu anderen in der neuen rechten Bewegung als solche gedeutet werden, in denen sie in dieser Beziehung zum Opfer werden.

9.3.2 *Provokation*

Fahrt zu einer Veranstaltung

Ich fahre mit vier Neu-Rechten im Auto. Ich sitze hinten und höre zu, wie sich die anderen unterhalten. Die Stimmung ist gut und die anderen freuen sich schon auf die Veranstaltung nachher. Wir fahren an einem SPD-Wahlkampfstand vorbei. Peter meint: »ach guck mal, die Armen«, alle lachen. Es sitzen dort vier oder fünf ältere Personen, die ich auf ein Alter ab 60 schätze. Sie sitzen unter Schirmen mit SPD-Aufdruck hinter langen Tischen, auf denen das Wahlkampfmaterial liegt. Julian meint

»ey, da können wir ein geiles Foto machen, so mit junges Deutschland gegen alte Trottel.« Peter meint, »ja, lass uns dahin gehen, die finden es bestimmt auch gut, wenn sie mal Besuch haben«. Es wird beschlossen, Plakate mitzunehmen, fürs Bild. Aber welche, die sich auch wirklich eignen. Es werden Plakate rausgesucht, die sich auf Kernthemen der SPD beziehen. Peter will los, Sebastian ist noch am Vorbereiten. Peter witzelt, dass Sebastian Angst vor alten Leuten habe, der habe Angst, dass die ihn verprügeln. Sebastian kontert, er wolle ja nur nicht, dass die anfangen zu weinen. (...)

Beim SPD-Wahlkampfstand werden wir mit »Guten Morgen« freundlich begrüßt. Auch die Jungs sind freundlich und lachen verhalten miteinander, während sie sich an den Wahlkampftisch drängen. Jemand sagt, dass wir hier die [Orga-Name] sind und nur ein paar Fotos machen wollen, das biete sich so gut an. Sie nehmen sich Prospekte und gratis angebotene Bonbons, dabei greifen sie mit vollen Händen zu. Die SPD-Menschen bleiben freundlich und bieten auch denjenigen Bonbons an, die noch keine haben. Peter fragt, ob es ok ist, wenn wir ein Bild mit ihnen gemeinsam machen, damit man zeige, wie demokratisch man sei, dass man sich sogar mit der SPD unterhalte. Die anderen lachen noch immer verhalten. Nach dem Fotos-Machen bedanken sich die SPD-Leute und Peter wünscht einen schönen Tag.

Die Jungs grinsen und stoßen sich mit den Ellbogen gegenseitig an. Peter beschwert sich, »die waren leider viel zu freundlich. Eigentlich hatte ich mehr machen wollen – und wenn das so kleine Fratzen gewesen wären, hätte man was machen können, aber so ...« (Beobachtungsprotokoll September 2017)

In der hier skizzierten Situation suchen die neu-rechten Akteure die Konfrontation mit politischen Gegner:innen. Dabei gelingt es ihnen – entgegen der offensichtlichen Erwartung – nicht, eine Eskalation der Konfrontation herbeizuführen. Trotz oder gerade wegen dieses Scheiterns eignet sich die Situation gut, um neu-rechte Konfrontationserwartungen herauszuarbeiten.

Die Situation entsteht durch eine zufällige Begegnung an einem Wahlkampfstand der SPD im Vorfeld der Bundestagswahl 2017. Die gesamte Situation wird durch den gemeinsamen Humor bestimmt. Dieser gemeinsame Humor etabliert hier eine Abgrenzung nach außen, in diesem Fall zu den Leuten der SPD. Das gemeinsame Lachen, mit dem auf abfällige Bemerkungen wie »ach guck mal, die Armen« oder »alte Trottel« reagiert wird, bestätigt, dass die Gruppe einen gemeinsamen Humor hat – und eine gemeinsame Abgrenzung nach außen. Gerade im Lachen wird die Situation für den Einzelnen unmittelbar leiblich erfahrbar. Die Abgrenzung ist kein rein kognitives Phänomen, sondern im Hier und Jetzt erleben sich die Einzelnen als Gruppe in Abgrenzung. Die Begegnung mit den SPD-Leuten selbst findet vor dem Hintergrund dieser

gemeinsamen Abgrenzung statt. Der gemeinsame Humor ist eine Form der Abwertung der Anderen, die im gemeinsamen Scherzen als Andere bestätigt werden.

Die Interaktionssituation mit den SPD-Leuten ist nicht unbedingt eine offensichtliche Konfrontationssituation. Es ist sicher nicht außergewöhnlich, dass Jugendliche einen Wahlkampfstand besuchen. Auch das Mitnehmen von Süßigkeiten und Prospekten ist nicht ungewöhnlich, sondern eher unhöflich und widerspricht damit dem Charakter der zur Schau gestellten Höflichkeit. Es wird niemand verletzt und es werden auch keine Beleidigungen in der Interaktionssituation ausgetauscht. Dennoch handelt es sich um eine Situation, in der die Neu-Rechten zumindest eine Konfrontation erwartet haben und enttäuscht sind, dass diese Erwartung nicht erfüllt wird. Es kommt de facto nicht zu Gewalt – zumindest aus neu-rechter Sicht und nach meiner Beobachtung der Interaktion selbst, ohne ausschließen zu können, dass die SPD-Leute die Situation als Gewalt interpretiert haben. Tatsächlich aber bereitet man sich darauf vor, dass es zu Gewalt kommen könnte. Darauf deuten die Scherze im Vorfeld hin (›Peter witzelt, Sebastian habe Angst vor alten Leuten, er habe Angst, dass sie ihn verprügeln. Sebastian entgegnet, er wolle nur nicht, dass die weinen.‹) und der Kommentar im Nachhinein (›die waren leider viel zu nett‹).

Die zur Schau gestellte Höflichkeit, das Fotografieren und das Mitnehmen der Wahlkampfmaterialien dienen der Provokation. Auch die eigenen Plakate sind bewusst provokativ gewählt. Es wird versucht, andere zu einer Reaktion zu provozieren – ohne jedoch selbst offen gewalttätig zu werden. Die Neu-Rechten antizipieren die Konfrontation, sie sind in freudiger Anspannung darauf, sie bestätigen sich in ihrem Handeln gegenseitig ihre Überlegenheit gegenüber den anderen. Aber sie greifen nicht selbst an. Sie sind auf die Art von Gegenreaktion vorbereitet, die in der neuen rechten Bewegung immer wieder als Narrativ transportiert wird: Auf Empörung und Entrüstung, auf den Versuch, sich von der neuen rechten Bewegung abzugrenzen. Eine solche Reaktion würde es erlauben, in ein Konfrontationsverhältnis einzutreten und dabei jene spezifische Opferposition einzunehmen, die Neu-Rechte in ihrem Selbstverständnis einnehmen. Diese Opferposition ist freilich nicht nur eine Schwäche, sondern auch eine Stärke. Sie erlaubt es, die anderen illegitimer Gewalt zu bezichtigen – und darauf entweder selbst mit Gewalt zu reagieren oder zumindest die staatliche Gewalt in Anspruch zu nehmen, um die illegitime Gewalt der anderen zu beenden. Mit der Opferposition wird die Ordnung wechselseitiger Gewalt in einer Wir/Die-Konfrontation möglich. Diese wird nicht nur erwartet, sondern auch angestrebt. Wenn die Anderen aber nicht ›mitmachen‹, aggressiv sind und sich von den Neu-Rechten abgrenzen, kommt dieser Ordnungswechsel nicht oder zumindest nicht

so leicht zustande. Zumindest diese Neu-Rechten sind in ihren eigenen Machtverhältnissen darauf angewiesen, dass die anderen sie angreifen und aggressiv werden. Tun sie das nicht, fällt die Aggressivität in sich zusammen.

An dieser Situation wird ein grundlegendes Muster sichtbar: das Muster der Provokation. Dieses Muster ist sehr einfach und beruht auf dem Versuch, eine andere Gruppe dazu zu bringen, im Rahmen der bereits bestehenden antagonistischen Beziehung zwischen den Gruppen, die Neu-Rechten in eine Opferposition zu drängen. Die anderen werden herausgefordert, es wird versucht, sie zu berühren und ihnen eine Reaktion zu entlocken. Provokation kann funktional sein, um in eine Opferposition zu geraten. Für die Neu-Rechten selbst scheint damit noch etwas anderes verbunden zu sein: Spaß.

Interview

Alfred: Das ist dann ja alles Fake News gewesen, das hat man ja auch wissen können, aber da haben Hakenkreuzfahnen geweht (.) in Chemnitz (-) und da haben Ausländerjagden stattgefunden – und was weiß ich was alles (-) und das glauben diese Leute. Und ich war ja selbst dabei, ne, wusste ich schon, dass das nicht so war, und dann fantasieren diese Menschen da ihre Sachen (.) und ähm (.) und dann bedrohen die einen, wenn man sagt, das war doch gar nicht so, Dienstag kommt die Staatsanwaltschaft (-) schreien die einen da so an, so laut, dass äh, dass so und ähm, dann, dann fang ich an, die Bürger in Chemnitz zu grüßen, vom Podium aus, und in ihrem Mut zu bestärken, sich nicht kleinreden zu lassen, das ist meine Sache, und dann tobt der Saal und dann wird (.) ein Geschäftsordnungsantrag gemacht, ob man mich nicht (-) maßregeln könnte und ähm, kann man aber nicht und dann (.) dann beruhigen die sich (.) irgendwann wieder, so beim letzten Mal (-) so in diesem Monat (-) werden dann eben andere Sachen hervorgeholt, über die sich diese Leute aufregen, die rennen also immer zum Pult, um die übelsten Hetzreden abzugeben, die sie gegen das deutsche Volk halten, und ich bin dann natürlich immer da, und das Schöne ist (-) also, (-) da welche (-) äh Wellen von Nichtbegeisterung einem da entgegengeschlagen ist, also schon ganz putzig (lacht) (...) zack, zack, je schlimmer das wird, wupp, bin ich da und dann die ganzen entsetzten Blicke zu sehen, das macht dann in einem gewissen Sinne auch schon Spaß (Interview September 2018)

Interview

Eduard: es ist zum Beispiel sinnlos, was viele Leute immer ganz geil finden (.) in irgendwelchen Türkenghettos (.) äh (-) Flugblätter zu verteilen. Weißt du so (.) ja dann ham wirs denen mal richtig gezeigt (.) Letzten Endes ist es den Leuten Scheiß egal, was sie im Briefkasten haben: Die Schmeißens weg (.) und das Flugblatt, wo draufsteht, komm zur

(Organame) (.) Das brauchst du im Türkenghetto nicht verteilen, das ist (-) komplett (-) sinnlos, das ist Verschwendung (.) äh Zeitverschwendung (-) (Interview Juli 2017)

Die Interaktionen mit Personen, mit denen sich die neue rechte Bewegung in einem antagonistischen Verhältnis sieht, sind wesentlich von Provokation bestimmt. Dies gilt sowohl für den parlamentarischen Betrieb als auch für die eher aktivistische Rechte sowie für das Phänomen des ›Trollings‹ im Internet (vgl. Rieger, Dippold und Appel 2020). Wenn die Neu-Rechten von Provokation sprechen, steht weniger ein strategisches Element im Vordergrund. Es geht nicht darum, sich in eine Opferposition zu begeben. Vielmehr scheint es den Einzelnen subjektiv um Spaß und Freude zu gehen – jenseits der Frage, ob die jeweilige Aktion tatsächlich ›sinnvoll‹ für die soziale Bewegung ist. Die Provokation scheint für die Individuen eine intrinsische Quelle der Freude zu sein. Für den Einzelnen geht es nicht darum, eine strategisch sinnvolle Position einzunehmen, sondern Freude und Spaß zu erleben. Die Freude besteht in der tatsächlichen oder imaginierten Reaktion der Provozierten. Die Freude selbst entsteht in der Abgrenzung zwischen sich und den anderen. Die Provokation, unabhängig von den Konsequenzen, führt zu dieser Freude. Wenn die Provokation nicht erfolgreich ist und die Gegner:innen sich nicht berührt erleben, kommt es zu der in Auseinandersetzung mit dem SPD-Wahlkampf beschriebenen Enttäuschung.

Die Lust an der Provokation ist bei fast allen Neu-Rechten bis zu einem gewissen Grad zu beobachten. Sie verhalten sich in einer Weise, bei der sie erwarten, dass darauf von ihren Gegner:innen in irgendeiner Weise reagiert wird. Diese Reaktionen werden dann genutzt, um sich selbst in eine Opferposition zu bringen. Die Provokation ist aber gerade kein Mittel zum Zweck, sondern Teil einer vermittelten, unmittelbaren Erfahrung des antagonistischen Verhältnisses zu anderen und der Austragung dieses Verhältnisses. In der Provokation wird eine moralisch überlegene Position beansprucht. Von dieser Position aus werden die Wertbezüge der anderen lächerlich gemacht, und es verschafft Befriedigung, sich in dieser Position zu bestätigen. Diese Selbstbestätigung ist zwar nicht unbedingt zielführend, wenn es darum geht, Gegner:innen zu Unterstützer:innen zu machen – wie Eduard hier anmerkt –, aber auch hier wird die gemeinsame Identität und die Abgrenzung von anderen gestärkt.

Provokation findet nicht nur in Anwesenheit von politischen Gegner:innen statt. Zahlenmäßig finden die meisten provokativen Äußerungen wohl in Abwesenheit derer statt, die sich dadurch provoziert fühlen würden.

9.3.3 *Rassistisch sein**Stammtisch*

Ich beschreibe kurz mein Forschungsvorhaben. Die anderen nicken und scheinen Peter zuzustimmen, dass ich dabei sein darf. Dann sagt Gabriel unvermittelt, dass er selbst gerne eine Doktorarbeit über Genetik schreiben würde, um ein für alle Mal zu beweisen, »wie dumm Moslems, Zigeuner und Neger sind«. Die anderen lachen. (Beobachtungsprotokolle März 2017)

Unterwegs in einer gemischten Gruppe

Wir halten kurz an, um etwas zu trinken und uns die Füße zu vertreten. Nach kurzer Zeit stoßen auch die anderen im zweiten Auto dazu. Der Rastplatz ist mehr oder weniger verlassen. Ich setze mich ein wenig an den Rand und mache mir ein paar Notizen. Die Anderen scheinen mich nicht zu beachten. Auf der anderen Straßenseite hängt ein »Brot für die Welt«-Plakat. Hans deutet darauf. »Das ist mega unmenschlich. Die füttern afrikanische Kinder mit unseren frischen Lebensmitteln und halten sie damit unten. Das sind diese Grünen, die halten sich für ganz schlau und human, aber die denken nicht in Zusammenhängen.« Felix stimmt zu, »Ich glaub, die denken gar nicht!« Hans lächelt, »na dann bleibt nur eins: Genickschuss. Die meinen es immer nur gut, aber verstehen nicht, dass sie alles kaputt machen.« Felix erklärt, »die Theorie ist ja, dass wir für das Leid der ganzen Welt verantwortlich sind, ob Armut in Afrika oder Kinderarbeit in Timbuktu. Nein! Die sind für sich selbst verantwortlich! Wir mussten das auch durchmachen, hatten Revolutionen und alles! Wenn die sich nicht ausbeuten lassen wollen, dann müssen die eben putschen!« Hans nickt nachdenklich, »da hast du zum Teil recht, aber das System haben wir schon aufgebaut. Mit unserer Entwicklungshilfe und so machen wir sie abhängig.« Felix wirkt etwas irritiert, versucht es aber noch einmal. »Ja, das ist ein Unding, was da abläuft, aber das müssen die Afrikaner schon irgendwie selber hinkriegen.« Peter mischt sich ein: »Sag doch Neger! Die Afrikaner südlich der Sahara sind Sand neger, alle nördlich davon sind Neger!« Alle lachen.

Wir fahren weiter. Hans fährt mit den anderen, Felix, Peter und ich in einem Auto. Felix wirkt nachdenklich. »naja, jetzt habe ich einen ersten Eindruck von Hans. Er ist schon ziemlich ausgeflippt, aber es ist cool, dass er trotzdem bei uns ist. Also, er ist schon ziemlich sozialistisch oder links oder so?« Jetzt schaut Peter überrascht. »nein, ist er nicht. Der kann zum Beispiel die Juden nicht leiden, weil einer von denen seine Eltern beschissen hat.« Felix lacht und scheint sich geradezu zu freuen, »Also ist der schon so halb sein Nationalsozialist?« Peter seufzt, »nein, der ist jetzt auch kein Judenhasser. Der weiß schon, dass die Juden auch gemacht worden sind, was sie sind und so, der ist ja nicht blöd.« (Beobachtungsprotokolle August 2017)

Die Diskussionen innerhalb der neuen rechten Bewegung weisen oft eine eigentümliche Dynamik auf. Einerseits ist es den Neu-Rechten wichtig, zwar rechts zu sein, aber gleichzeitig auf dem Boden des Rechtsstaates zu bleiben und anschlussfähig an den modernen Diskurs zu sein. Nach außen wird zwar provoziert, aber in der Regel vermieden, sich offen rassistisch zu äußern. Anders nach innen. Die obigen Szenen stellen keine Ausnahmesituationen dar, sondern sind alltägliche und regelmäßig anzutreffende Gespräche in den internen Gruppen. Wenn man sich vor Augen führt, mit welcher Empörung Neu-Rechte oft darauf reagieren, als ›rassistisch‹ oder ›antisemitisch‹ bezeichnet zu werden, wird die Selbstverständlichkeit und Regelmäßigkeit solcher Interaktionen überraschend. So sind rassistische Äußerungen innerhalb der neuen rechten Bewegung keine Seltenheit. Sie erfolgen situativ, fast beiläufig. Sie werden nicht geäußert, um jemanden gezielt zu beleidigen, niemand wird zu einer Reaktion herausgefordert. Dennoch scheinen solche Äußerungen für die Gruppe wichtig zu sein. Und sie werden in der Gruppe fast nie problematisiert, und wenn, dann nur mit Verweis auf die mögliche Öffentlichkeit.

Die Funktion wird bei der Analyse der Gesprächssituationen deutlich. Rassistische Äußerungen werden in der Gruppe meist mit Gelächter quittiert. Gerade in Situationen, in denen man sich untereinander nicht so gut kennt, kann das gemeinsame Lachen eine gemeinsame Basis schaffen. Insbesondere dann, wenn über etwas gelacht wird, was in der Mehrheitsgesellschaft illegitim wäre. Rassismus ist hier eine besondere Art der Darstellung von Gruppenzugehörigkeit. Zum einen enthalten rassistische Äußerungen selbst diskriminierende Abgrenzungen gegen andere. Darüber hinaus schwingt eine weitere Abgrenzung mit: Die Abgrenzung gegenüber Menschen, die diese Sprechweise delegitimieren würden. Rassismus führt also dazu, sich als Teil einer Gegengesellschaft zu erleben. Diese Gegengesellschaft teilt einen gemeinsamen Humor und erlebt sich in dem Moment als Gemeinschaft, in dem gemeinsam über rassistische Äußerungen gelacht wird. Sowohl diejenigen, die sich rassistisch äußern, als auch die anderen Anwesenden können sich hier als Teil eines übergreifenden Ganzen erleben. Gleichzeitig wird das Erleben der Überlegenheit über andere verstärkt.

Beim internen Rassismus bleibt es in der Regel in der Schwebelage, ob die Äußerungen ernst gemeint sind oder nicht. Dies kann auch für die Akteure selbst ebenfalls teilweise schwer zu erkennen sein:

Lockere informelle Runde, nach einem Vortrag

Wir sitzen zu dritt an der Theke. Anton und Manfred regen sich über Peters Gruppe auf, Anton erzählt: »Ich war jetzt ein paar Mal bei Peter und so. Und das war schon toll, wirklich, gute Stimmung, hat mega Spaß gemacht und alles. Aber es gab so Themen, da war ich wirklich ziemlich

allein mit meiner Meinung. Also ... Ostgebiete. Oder, wir müssen Frankreich besetzen, oder Polen ist eigentlich Deutschland, wir müssen kämpfen.« (wir lachen alle drei), »die Gruppe ist da einfach blöd! War echt witzig, aber die sind schon mega ewiggestrig, oder?«

Manfred wiegt den Kopf, »naja, das sind doch blöde Sprüche, oder? Ich glaub nicht, dass die das ernst meinen«

Anton schüttelt den Kopf, »doch, die meinen das ernst, das ist ja das Blöde! Die waren wirklich alle der gleichen Meinung, alle! Das ist schon echt krass, ich mein, das ist schon sehr witzig und ich steh da auch drüber – aber manchmal möchte man die Leute schon schütteln.« Anton und Manfred lachen beide und Manfred meint »Ach Gott, wie gesagt, nimm das alles nicht so ernst, die quatschen viel.« Ich schenke mich ein und frage: »Wie meinst du das? wie meinen sie es denn?«

Manfred antwortet: »naja, ist halt witzig, ne?« er macht eine Pause und fügt dann mehr zu Anton gewandt hinzu »bis auf dieser kleine Italiener, das ist echt nicht mehr witzig, Alter! wie der neulich so rumgebrüllt hat, auf offener Straße! mit Heil Hitler und Großdeutschland und Dieter ist ein Volksverräter und so – ich meine, hat er ja recht, aber das sagt man doch nicht so!«

Anton stimmt zu, »ja jedenfalls nicht auf ner Demo – er hat sich hinterher auch nicht entschuldigt!« (Beobachtungsprotokolle September 2017)

Der rassistische Witz ähnelt der Provokation anderer im Rahmen der antagonistischen Beziehung. Durch den rassistischen Witz können sich die am Witz Beteiligten untereinander solidarisieren und sich von denjenigen abgrenzen, die den Witz nicht verstehen würden. Gleichzeitig ist man sich bewusst, wie sehr der eigene Witz die Gefühle der anderen verletzen würde. Die Provokation wird hier antizipiert, ohne tatsächlich ausgeführt zu werden. Man kann sich von den Werten der anderen abgrenzen, ohne dass es zu einer Konfrontation kommt.

Diese Nicht-Konfrontation ist wichtig, um im Bereich des Humors zu bleiben. Während rein interne Äußerungen tolerierbar erscheinen, ist das »rumbrüllen« »auf offener Straße« kritisch gesehen. Solche Äußerungen in der Öffentlichkeit können den Ruf der gesamten Gruppe beschädigen. Es scheint sich um eine Verletzung normativer Erwartungen zu handeln, für die man sich zumindest entschuldigen sollte. Die Provokation hat offensichtlich dort eine Grenze, wo es sich nicht mehr um Anspielungen, sondern um NS-Vokabular in der Öffentlichkeit handelt. Hier wird antizipiert, dass Dritte, wenn sie es wahrgenommen hätten, die Gruppe als Ganzes verurteilt hätten. Der Einzelne hätte damit die gesamte Gruppe in ein bestimmtes Licht gesetzt, in dem sie nicht sein will.

Rassistische Äußerungen erweisen sich hier als zweischneidige Angelegenheit: Einerseits dienen sie der Selbstdarstellung untereinander. Mittels Rassismus wird sich gegenseitig bestätigt, Teil einer Gruppe zu sein, die in einem antagonistischen Verhältnis zu Außenstehenden steht. Auf der anderen Seite gefährdet öffentlicher Rassismus wiederum die Selbstdarstellung nach außen: Die Selbstdarstellung beruht darauf, unrechtmäßig Opfer zu sein, unrechtmäßig des Rassismus bezichtigt zu werden – und eben nicht wirklich rassistisch zu sein. Der Grat zwischen legitimer und illegitimer Provokation kann schmal sein. Auf der einen Seite stehen die Neu-Rechten in einem antagonistischen Verhältnis zu den Anderen und haben Spaß daran, diese zu provozieren, auf der anderen Seite soll diese Provokation die eigene Opferposition nicht gefährden. Die Bewältigung dieses Spagats ist in der Selbstwahrnehmung das wesentliche Unterscheidungsmerkmal der neuen von den alten rechten Bewegungen.

Demonstration

Plötzlich höre ich es neben und hinter mir einschlagen: Rohe Eier werden von hinter den Polizeiwagen über diese hinweg in die Menge der Demonstranten geworfen. Einige aus meiner Gruppe werden auch an der Schulter oder am Rucksack getroffen. Die meisten Eier treffen aber eine andere Gruppe von Demonstranten. Die Polizei reagiert sofort und drängt die Gegendemonstranten weiter zurück, so dass sie außer Wurfreichweite sind. Die Situation ist unübersichtlich und ich fühle mich überrumpelt und orientierungslos.

Die Demonstranten reagieren ...genervt. »Hurensöhne!«, »Scheißbande!«, »Faschisten!«, »Arschlöcher!«, »Hunde!«, »Geht nach Hause!«, »Verpisst euch!«, wird gerufen.

Aus den Beschimpfungen entwickelt sich für etwa eine Minute der Sprechchor »Wir sind das Volk!«.

Ich sehe, wie ein schwächlicher jüngerer Mann hinter mir, Armeehose, Glatze, Springerstiefel, weiße Schnürsenkel, aber nicht bei den anderen stehend, die Hacken zusammenschlägt und den rechten Arm in Richtung der Gegendemonstranten hebt und dabei lacht. Matthias, der sich bis dahin im Allgemeinen umgesehen hat, geht auf ihn zu, reißt seinen Arm herunter und packt ihn an der Schulter. »Bist Du noch bei Trost? Wenn Du das noch mal machst, mach ich Dich fertig«, sagt er laut und schubst ihn. Uns gegenüber wird er wütend. »Verdammt, der hatte den Arm oben. Manche Leute sind einfach nur blöd. Das hier ist eine öffentliche Veranstaltung, der kann hier nicht einfach so rumhitlern!« Eine Frau spuckt in Richtung der Gegendemonstranten und schreit halblaut: »Alle in die Gaskammer mit denen!«

Matthias und die anderen schauen etwas entgeistert, greifen aber nicht wieder ein. (Beobachtungsprotokoll Demonstration 2017)

Die Rechten fühlen sich in dieser Situation durch den Eierwurf sichtlich berührt und formieren sich sofort zu einem gemeinsamen Kollektiv, das sich mit Wut und Empörung gegen die anderen in der antagonistischen Beziehung wendet. Die zunächst individuellen Reaktionen in Form von Beschimpfungen verdichten sich wie von selbst zu einem gemeinsamen, nach außen gerichteten Sprechchor. Die individuelle Empörung wird kollektiv aufgegriffen und es entsteht eine kollektive Atmosphäre des gerechten Zorns. Vor diesem Hintergrund zeigt ein junger Mann den Hitlergruß und eine Frau ruft ›Alle in die Gaskammer‹. Beide scheinen sich von der kollektiven Stimmung mitreißen zu lassen und sich nicht darum zu scheren, dass es sich, wie Matthias sagt, um eine ›öffentliche Veranstaltung‹ handelt, also um den falschen Ort, um mit Nazi-Gesten und Nazi-Vokabular zu beginnen.

In der neuen rechten Bewegung ist es normalerweise nicht unüblich, öffentlich ›herumzuhitlern‹, und sie grenzt in diesem Punkt von der alten Rechten ab: Während es in der alten Rechten legitim ist, in Spannungssituationen mit illegalen Gesten und Worten aufzufallen, beschreibt sich die neue rechte Bewegung selbst als vorsichtiger im Umgang mit der Öffentlichkeit. Sie sehen sich unter ständiger Beobachtung und wollen an die öffentliche Ordnung anknüpfen. Dazu ist es für sie notwendig, sich selbst so zu verhalten, dass sie trotz der Aufrechterhaltung des antagonistischen Verhältnisses nach außen auch in Stresssituationen nicht gewalttätig werden. Die Abgrenzung zur alten Rechten ist genau diese Fähigkeit, sich selbst nicht antagonistisch nach außen zu wenden. Man erlebt sich als beherrscht und taucht nicht sofort in die antagonistische Beziehung zu den anderen ein.

Die relative Akzeptanz von NS-Vokabular und Rassismus, verbunden mit einer Freude an der Provokation der Gegner:innen, vereint die alte mit der neuen rechten Bewegung. In der neuen rechten Bewegung geht es mehr um eine bestimmte Art von Humor, der sich als Gegensatz zur modernen Gesellschaft erlebt. Humor dient dabei der gegenseitigen Verständigung über die eigene Überlegenheit und der gemeinsamen Abgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft. Häufig wird auf diese Abgrenzung humorvoll Bezug genommen. Wie ernst die Verwendung dieses Vokabulars gemeint ist, bleibt dabei in der Schwebe. Auch für die Feldsubjekte ist dies ggf. ein Aushandlungsprozess. Der Selbstbeschreibung entspricht, dass dieses Vokabular nicht ernst gemeint ist, sondern ›nur‹ Spaß macht. Unabhängig davon, wie ernst es gemeint ist, sollen sich die Neu-Rechten in der Öffentlichkeit nicht in dieser Weise äußern. Der Rassismus bleibt damit – zumindest normativ – in den Ohren der Neu-Rechten selbst. Der Reiz liegt jedoch in der Antizipation der Reaktion abwesender Dritter, die ihre Enttäuschung über die Neu-Rechten zum Ausdruck bringen wollen. Der Bezugsrahmen des Rassismus bleibt somit für die neue rechte Bewegung die moderne Gesellschaft, allerdings unter der Bedingung, dass diese abwesend bleibt.

Der Rassismus ist damit geeignet, die unmittelbare Erfahrung, Opfer zu sein, für die Neu-Rechten noch einmal zu unterstreichen. Die Opfererfahrung ist dann nicht nur eine, die sich im unmittelbaren Erleben des Angegriffenwerdens ereignet, sondern besteht in der Antizipation von Angriffen aufgrund der als Witz gerahmten rassistischen Äußerungen. Das Kollektiv erlebt sich also gleichzeitig als rassistisch und zu Unrecht als rassistisch verunglimpft. Rassistisch sein und als rassistisch verunglimpft werden sind hier so eng miteinander verbunden, dass sie manchmal in eins fallen.

Informelles Gespräch auf dem Weg zum Stammtisch

Gustav und Andreas unterhalten sich darüber, dass sie mal wieder einen Vortrag organisieren wollen, vielleicht anlässlich des Luther-Jubiläums. Nach mehreren Vorschlägen, die der jeweils andere immer eher ablehnend kommentiert hat, meint Andreas, »ah, ich weiß jemanden, der passt ideal. Der Herr Dr. Maier. Der hat sich eingehend mit dem Verhältnis von Luther zum mosaischen Glauben beschäftigt.« Wieder ist Gustav eher abwehrend »Ich weiß nicht, das ist bestimmt wieder so ein politisch Korrekter.« Andreas entgegnet »Nein überhaupt nicht, ich hab gehört, der hatte neulich große Probleme, weil irgendwelche Antifanten behaupten, der sei Rassist«. Gustavs Aufmerksamkeit ist nun geweckt, »ach, der ist einer von uns, dann ist der vielleicht wirklich interessant!« (Beobachtungsprotokoll März 2017)

Rassismus wird Teil der neu-rechten Wir-Erfahrung: 1. im eigenen rassistischen Humor, der immer in der Schwebelage bleibt, 2. in der eigenen Abgrenzung von Rassismus, 3. in der illegitimen Fremdbezeichnung als Rassist. Dieses komplexe Verhältnis ist geeignet, Rassismus als Wir-Beschreibung zu übernehmen (»einer von uns«). Gleichzeitig impliziert es immer, dass jemand, der Teil des »Wirs« ist, unrechtmäßig als Rassist bezeichnet wird. Die Täterposition, jemanden rassistisch zu beleidigen, wird hier zur Opferposition, als rassistisch beleidigt worden zu sein. Die Opferposition wird hier übergangslos eingenommen und die Individuen erleben sich in dieser Opferposition in einer Opfergemeinschaft. Diese Gemeinschaft wird auf Dauer gesetzt und alles weitere Erleben vor dem Hintergrund dieser Erfahrung eingeordnet.

9.4 Parallelen im Opferstatus: Volk und neue rechte Bewegung

Die zentrale These dieses Kapitels lautete, dass die kollektive Identität der neuen rechten Bewegung wesentlich über die affektive Erfahrung einer gemeinsamen Opferposition konstituiert ist – und zwar nicht allein diskursiv, sondern im Modus unmittelbarer, leiblich erlebter Berührung.

Die Bewegung erhält ihre Bindungskraft gerade in Situationen, in denen ihre Mitglieder sich in einer geteilten Gegenwart als kollektiv angegriffen, beobachtet, abgewertet erleben. Diese affektive Unmittelbarkeit – das leibliche Erleben von Bedrohung, Enge und Fremdzuschreibung – entsteht in einer kollektiven Atmosphäre: Sie stiftet kollektive Zugehörigkeit im Modus des Berührt-Seins. In solchen Momenten kommt es zu einer Form kollektiver Effervescenz, in der sich das Gefühl kollektiver Verletzbarkeit in ein Gefühl kollektiver moralischer Überlegenheit transformiert. Die Erwartung, immer wieder in diese Opferposition gebracht zu werden, stabilisiert die kollektive Ordnung. Gewaltlosigkeit gilt nicht als verlässlicher Rahmen gesellschaftlichen Zusammenlebens, sondern wird als brüchig erlebt – als eine Ordnung, die jederzeit zugunsten der politischen Gegner:innen kippen kann. Gerade deshalb wird die Gewalt, die den Neu-Rechten widerfährt oder zugeschrieben wird, als illegitim gedeutet – und durch die Polizei, als Dritte, bestätigt. Diese Bestätigung stabilisiert nicht nur die Deutung, sondern auch die moralische Aufladung des eigenen Kollektivs.

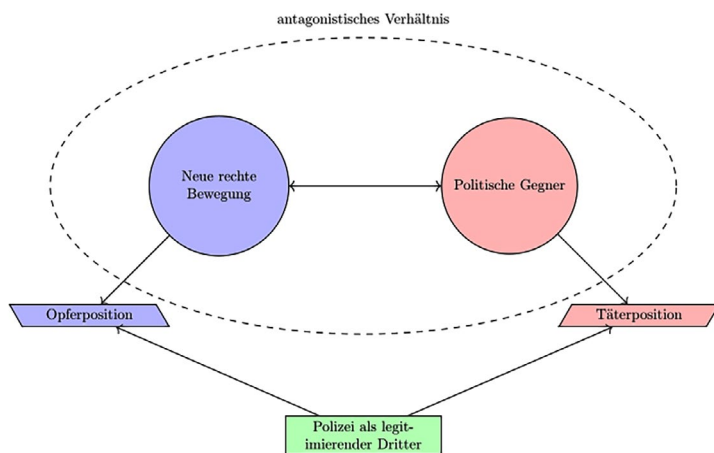


Abbildung 5: Opferposition der neuen rechten Bewegung

Entscheidend ist dabei, dass diese Opferposition nicht bloß diskursiv behauptet, sondern in konkreten Situationen affektiv erlebt wird. Die Bewegung beruft sich nicht nur auf abstrakte Narrative des ›großen Austauschs‹ oder des ›verlorenen Vaterlands‹, sondern verankert ihre kollektive Selbstvergewisserung in Situationen konkreter Angriffe, Beobachtung, Zuschreibung. In diesen Situationen kommt es zur affektiven Reorganisation moralischer Kategorien: Gewalt wird nicht nur als Gefahr, sondern als Bestätigung der eigenen Wahrheit gedeutet. Das

Opfer-Sein wird moralisch aufgewertet – nicht als Schwäche, sondern als Zeichen der Authentizität, der politischen Standhaftigkeit und der Zugehörigkeit zu einem ›richtigen‹ Kollektiv. Diese Dynamik reicht über die neue rechte Bewegung hinaus:

Das Erleben, in der Gegenwart Opfer zu sein, wird mit der Vorstellung einer umfassenden Bedrohung des Volkes verschränkt. Die Neu-Rechten erleben sich selbst nicht nur als politisch marginalisierte Gruppe, sondern als sensibler Teil eines kollektiven Leibes, der bedroht ist, ohne es zu merken. Sie sind diejenigen, die diese Bedrohung am deutlichsten spüren – weil sie sie im eigenen Leib erfahren. Aus dieser spezifischen Form der affektiven Erfahrung leitet sich das moralische Privileg ab, für das ›wahre‹ Volk zu sprechen. Das eigene Erleben wird zum epistemischen Vorteil, zur Quelle politischer Legitimität.

In der Gleichsetzung von »Wir werden angegriffen« und »Das Volk wird angegriffen« vollzieht sich eine doppelte Opferidentifikation: einerseits situativ, leiblich, unmittelbar; andererseits übergreifend, historisch, moralisch. Die neue rechte Bewegung verbindet beides: Sie transformiert unmittelbares Erleben in kollektive Sinnordnung. Ihre Mitglieder erleben sich in bestimmten Momenten als unmittelbar betroffen – und eben diese Betroffenheit wird zur Grundlage ihrer politischen Weltsicht. Aus affektiver Erschütterung wird symbolische Ordnung. Aus Bedrohung entsteht Kollektiv. Aus der Enge des Hier und Jetzt entsteht das moralisch aufgeladene Wir.